

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Sechsendreißigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Sechsendreißiges Kapitel.

Das Gespräch des Wusterwitz mit Heinrich von Stechow hat uns unvermeidlich auf die damalige Lage der politischen Angelegenheiten geführt, und wir können nicht umhin, sie näher ins Auge zu fassen, da sich große Veränderungen vorbereiten, welche nach und nach tief in das Geschick der Mark und aller Personen, mit denen wir bisher zu thun hatten, eingreifen. Wir hoffen dies Eingreifen unsern Lesern auf eine klare Weise zur Anschauung zu bringen, mehr als es in vielen andern Abschnitten der Geschichte möglich ist, glauben aber, daß diese Hindeutung auf einen Wendepunkt der Geschichte nicht überflüssig ist.

König Wenzel lebte in Prag nach gewohnter Weise. Er duldete seinen Nebenkönig Ruprecht, zufrieden, daß man ihm den Titel eines Königs und die ihm noch unterworfenen Länder ließ. Die Unruhen, welche durch Hufz angeregt waren, dauerten fort. Der Papst hatte am 20. Dezember 1409 eine Bulle erlassen, worin er alles Predigen außer den Pfarr- und Klosterkirchen verbot und die Lehren Wiclefs als ketzerisch verdamnte. Zugleich wurde dem Erzbischof Macht eingeräumt, alle Verbreiter derselben zu bestrafen und alle Bücher, in welchen sie enthalten wären, zu vertilgen. Obgleich Johann Hufz nicht in der Bulle genannt war, so war sie doch augenscheinlich gegen ihn gerichtet und mußte auf sein Thun von dem größten Einflusse sein, da ihm dadurch sein Predigtstuhl in der Bethlehemskirche, die weder eine Pfarr- noch Klosterkirche war, genommen wurde. Hufz war als Liebling der Studenten, als Günstling des Königs und der Königin so sehr gefürchtet, daß der Erzbischof Anstand nahm, die Bulle zu verkünden, bis endlich Papst Alexander starb. Nun trat er damit hervor, und befahl zugleich allen Besitzern Wiclefscher Schriften, dieselben in seinen Palast abzuliefern. Hufz weigerte sich, der Bulle Gehorsam zu leisten, weil die Bethlehemskirche zum Predigen gestiftet und von Papst und Kaiser bestätigt sei. Auch habe Jesus befohlen, aller Orten zu predigen. Außerdem sei die Bulle erst nach dem Tode des verstorbenen Papstes verkündet, und man müsse daher hören, was der neue Papst Johann XXIII. dazu sagen würde, an

den er Berufung einlegte. Doch lieferte er dem Erzbischofe die Bücher ein in der Hoffnung, sie nach einiger Zeit wieder zu erhalten. Auch andere leisteten dem Befehle Folge. Sobald der Bischof die Bücher hatte, ließ er durch vier Theologen und zwei Doktoren des kanonischen Rechtes ein Gericht über sie halten, und diese besannen sich nicht lange, sie zum Feuer zu verurteilen. Als dies bekannt wurde, versammelte sich die Universität und setzte an den König eine Bittschrift auf, das Verbrennen der Bücher zu verhindern, da dieser Schritt des Erzbischofs das Königreich in die größte Verwirrung stürzen würde. Der König ging auf die Bitte ein und fragte bei dem Erzbischofe an, ob er wirklich gesonnen sei, die Bücher zu verbrennen. Šbinko antwortete ausweichend, er werde gegen den Befehl des Königs nichts wider Willen unternehmen. Da der König aber nach mehreren Wochen kein ausdrückliches Verbot erließ, so schritt er zur Ausführung seines Vorhabens und ließ am 16. Juli 1410 die sämtlichen, ihm eingelieferten Schriften Willens, über zweihundert an der Zahl, von seinen Trabanten bei verschlossenen Thüren verbrennen.

Es ist nicht zu beschreiben, welch ein Aufsehen dieser Bücherbrand in Prag machte. Die Besitzer der verbrannten Bücher schrieten über den ihnen zugesügten bedeutenden Schaden, und allerdings war jedes Buch damals, wo die Buchdruckerei noch nicht erfunden war, eine Kostbarkeit. Der Erzbischof hatte die Bücher zur Durchsicht, nicht zum Verbrennen eingefordert. Die Universität erklärte sich höchlich beleidigt, und Huß als ihr Wortführer reizte in seinen Predigten alles gegen den Erzbischof auf. Die Erbitterung gegen diesen wuchs. Ein überall gesungenes Gassenlied schilderte ihn als einen Abschwärmer, der Bücher verbrennt, die er nicht gelesen hat. Die bischöfliche Partei, gewöhnlich von den Böhmen die Deutschen genannt, war ebenfalls nicht müßig; so kam es denn auf den Straßen zu Schlägereien und Mordthaten. Diese tolle Wirthschaft veranlaßte Wenzel, dazwischen zu treten. Er verbot die Spottlieder auf den Erzbischof bei Todesstrafe und dem Verlust aller Güter, aber er erlaubte auch den früheren Besitzern der Bücher, Ersatz von dem Erzbischofe zu fordern. Dieser wollte sich jedoch zu keinem verstehen. Jetzt erteilte Wenzel zweien böhmischen Herren, Woska von Waldstein und Raczel von Kobyla, sowie dem Räte der Altstadt Vollmacht, sich bei den Äbten, Prioren, Domherren und Pfarrern, welche dem Erzbischof das Feuer geraten hätten, bezahlt zu machen, gewiß ein überaus unglücklicher Einfall. Die beiden Edelleute bemächtigten sich der Kirchengüter und Kostbarkeiten vieler Kirchen und Klöster, plünderten die Kurien der Domherren sowie die Wohnungen der Pfarrer und schonten selbst die Personen nicht. Hieronymus Faulfisch hatte sich den Edelleuten angeschlossen, um seiner Wut Luft zu machen. Er ließ

die Karmelitermönche von Marienschnee ins Gefängnis werfen, weil sie gegen Wilef gepredigt hatten, und stürzte einen derselben eigenhändig in die Moldau, aus welcher er nur mit Mühe durch einen Ritter und dessen Leute gerettet wurde. Ähnliche Dinge wurden auch von dem Räte der Altstadt verübt. Der Erzbischof belegte ihn wie jene Edelleute mit dem Banne, um sie zur Rückgabe ihres Raubes zu vermögen.

Wir haben schon erwähnt, daß Papst Alexander V. während dieser Händel gestorben war. Die Christenheit besaß noch zwei Päpste, nämlich Gregor XII. unter dem Schutze des Königs von Neapel, und Benedikt XIII. zu Perpignan, den der König von Arragonien schützte. So wie indessen der Papst gestorben war, eilten die an seiner Bahre zu Bologna versammelten Kardinäle, ihm einen Nachfolger zu geben. Die Wahl traf den Cardinal Balthasar Cossa, der im Grunde schon längst regiert hatte. Er war bisher Legat und Statthalter zu Bologna gewesen, und nahm als Papst den Namen Johann XXIII. an. Seine Lebensgeschichte kennzeichnet den damaligen Zustand der italienischen Großen und der Kirche, denn leider war sie und Italien damals nur zu reich an solchen wilden, wüsten, in Wollust und Grausamkeit verkommenen Menschen. Er stammte aus Neapel. In seiner Jugend hatte er Seeräuberei getrieben. Dann wurde er Kammerherr Papst Bonifaz IX. Durch Ablasskrämer, welche er im Namen des Papstes nach Deutschland und den nördlichen Ländern schickte, um Vergebung aller Sünden zu verkündigen, verdiente er große Summen, und es ist mancher märkische Groschen dabei gewesen. Mit diesem Gelde kaufte er sich die Kardinalswürde und wurde als Legat mit der Eroberung Bolognas beauftragt, um es den Erben des verstorbenen Herzogs Johann Galeazzo von Mailand zu entreißen. Er belagerte die Stadt lange und wußte sie endlich durch Bestechung in seine Hände zu spielen. Nachdem er sie genommen, fragte er weder nach dem Papste noch irgend einem andern, betrug sich als unumschränkter Herr von Bologna und ließ sich auch so nennen. Er regierte ebenso grausam wie die Visconti in Mailand. Von den reicheren Einwohnern wußte er mit großer Erfindungsgabe durch allerlei erfonnene Auflagen wie durch unaufhörliche Geldstrafen beständig und immer wieder Geld zu erpressen. Brot und Wein ließ er für seine Rechnung verkaufen und niemand anders durfte damit handeln. Gaben Reisende ihre Habe nicht genau an, so wurde sie ihnen weggenommen. Unzucht, Bucher und Spiel erlaubte er gegen Steuern. Hinrichtungen und Gefängnis um der unbedeutendsten Ursachen willen gehörten zu dem Gewöhnlichen; Ehefrauen, Witwen und Jungfrauen, darunter viele Nonnen, hatte er entehrt und doch waren alle diese Abscheulichkeiten damals nicht anstößig genug, um ihn der höchsten Kirchenwürde verlustig zu machen.

Wir haben berichtet, wie wenig König Ruprecht mit seinen Plänen zur Befestigung seiner Macht und zur Herbeiführung eines gesetzmäßigeren Zustandes der Dinge durchzudringen imstande war. Allen seinen großen Sorgen und Mühen wurde er enthoben, als er plötzlich am 18. Mai 1410 zu Oppenheim Todes verblieh. Selbstredend mußte sein Tod neue Interessen aufregen, denn obgleich der Kurfürst Rudolph von Sachsen sowie Sobst als Inhaber der Mark Brandenburg und natürlich auch König Wenzel selber der Meinung waren, man brauche zu keiner neuen Wahl zu schreiten, weil das Reich ja in Wenzel einen König habe, so waren die rheinischen Kurfürsten, die nun einmal von Wenzel nichts wissen wollten, doch anderer Meinung. Mainz schrieb einen Wahltag auf den 1. September 1410 nach Frankfurt aus. Wenzel und die vorgedachten ihm anhängenden Fürsten widersprachen. Von vornherein sah jeder, daß der neue König einen schweren Stand haben würde. Eine Folge davon war es, daß sich keiner der Kurfürsten um die Würde zu bewerben Lust hatte. Nur König Siegismond von Ungarn, Wenzels eigener Bruder, hatte Lust dazu bekommen und glaubte der großen Aufgabe gewachsen zu sein.

Bekanntlich wurde der römische König von den sieben Kurfürsten des Reichs gewählt. Trier und Pfalz waren für Siegismond, Mainz dagegen hielt ihn für einen zu mächtigen Bewerber und wußte Köln zu derselben Ansicht zu stimmen. Unter allerlei Vorwänden verzögerten sie den Wahltermin. Darüber wurden jene beiden unwillig. Siegismond hatte als Kurfürst von Brandenburg den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu seinem Wahlgesandten ernannt. Trier und Pfalz wendeten sich an ihn und erhielten an seiner Stimme die dritte für Siegismond. Somit hatten sie über jene das Übergewicht, und beschloßen, unabhängig und ohne sich an die übrigen zu kehren, in Frankfurt den König in aller Form zu wählen. Allein der Erzbischof von Mainz, dem dies gänzlich zuwider war, verschloß ihnen die Bartholomäuskirche, wo die Wahl vorgenommen werden mußte. Sie begaben sich daher auf den Kirchhof hinter das hohe Chor oder den Hauptaltar und wählten hier am 20. September Siegismond als römischen König.

Mainz und Köln nahmen von dieser Wahl, bei der sie nicht zugegen gewesen waren, keine Kenntnis. Aber entgegengearbeitet mußte werden, sollte auch das Reich darüber zu Grunde gehen, besonders, als auch die unterdessen angekommenen böhmischen, sächsischen und brandenburgischen Wahlgesandten der getroffenen Wahl ihre Zustimmung versagten. Sobst hatte nämlich ebenfalls Gesandte geschickt, weil er behauptete, er und nicht Siegismond sei Kurfürst von Brandenburg. Siegismond entgegnete darauf, er habe ihm allerdings das Land abgetreten, aber niemals sich der Kurwürde begeben, auch bisher noch nicht

aufgehört, Kurfürst von Brandenburg zu sein. Dagegen stritt Jobst und behauptete, die Kurwürde sei mit dem Besitz des Landes verbunden.

Während dieser Streitigkeiten erwählten die Genannten zehn Tage nach Siegismonds Wahl am 30. September unsern Markgrafen Jobst von Mähren, und so hatte denn nun die Christenheit nicht allein drei Päpste, sondern Deutschland auch drei römische Könige, nämlich Wenzel, der den Titel nach wie vor beibehielt, Siegismond und Jobst, alle drei nahe verwandt.

Es war vorauszusehen, daß es nun zwischen Siegismond und Jobst zum Kriege kommen würde, denn einer mußte gezwungen werden, abzutreten. Man durfte sich auf böse Dinge gefaßt machen und gewiß fehlte es nicht an gewaltigen Plänen. Sie sind aber nie bekannt geworden, denn zum Glück starb der alte hochbetagte Jobst bereits am 16. Januar des folgenden Jahres 1411, ohne Erben zu hinterlassen.

Durch den Tod Jobsts fiel die Mark wieder an König Siegismond zurück, der jetzt nicht bloß König von Ungarn, sondern außerdem auch römischer König und darum einer der mächtigsten Fürsten war. Da er die Bewohner der Mark an Jobst gewiesen und sie von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden hatte, so mußte jetzt eine neue Huldigung stattfinden. Zu dem Ende sandte er Herrn Wend von Sleburg nach Berlin, einen der angesehensten Schloßgesessenen der Niederlausitz aus sehr altem Hause, Herrn der Herrschaften Rhonow, Muskau, Lübbenau und Sonnenwalde*), und beauftragte ihn und zugleich den Propst von Berlin Johann von Waldow, Ortwins Nachfolger, daß sie beide (letzterer als Landschreiber) die Städte und den Adel der ganzen Mark versammeln sollten, um ihnen seinen Willen kund zu thun. Diese schrieben den Landtag auf Sonnabend den 21. März aus und trafen die nötigen Vorbereitungen.

Es war in Berlin ein reges Leben, als der gesamte Adel und die Abgeordneten der Städte vollzählig eintrafen und ihre Wohnungen nach und nach bezogen. Festlich gekleidet versammelten sie sich am ersten Tage des beginnenden Frühlings im Hohen Hause der Klosterstraße, und Frühlingshoffnung auf eine bessere kommende Zeit ließ alle Herzen freudiger schlagen.

Als die Stände versammelt waren, hielt Herr Wend von Sleburg eine Anrede an sie und setzte ihnen in Erinnerung an die ihnen bekannten Verhältnisse Siegismonds Anrecht an die Mark auseinander. Hiernach legte er allen und jedem besonders die Frage vor, ob sie Herrn Siegismond für den rechten Erben der Mark erkennen und annehmen wollten? Darauf erwiderten alle einmütig, daß sie keinen andern Erb-

*) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte. I. II. S. 98.

herrn wüßten als den genannten König von Ungarn, und daß sie alle eines solchen Herrn wegen erfreut wären, in Hoffnung, daß durch sein gutes Regiment die Mark, welche eine lange Zeit in Irrung, Unruhe und Krieg geschwebt, zum Frieden und in guten Zustand kommen werde. Sie erneuerten hierauf ihr Gelübde und beschloßen, Gesandte nach Ungarn zu schicken, um dem König ihre Huldigung zu überbringen.

Jede Stadt ernannte zwei ihrer Ratsmitglieder zu diesem Geschäft, welche sich mit ihren Privilegien und Rechten auf die Reise begaben, versehen mit einer vollständigen Vollmacht, die Huldigung zu leisten und die Beschwerden, deren Abstellung man wünschte, vorzutragen. Die Neustadt Brandenburg sandte ihre beiden Bürgermeister Kersten Meyns und Niklas Blankenfeld, die Altstadt Caspar Schutten*). Der Adel schickte den Landeshauptmann der Altmark und Priegnitz, Kaspar Gans von Putliz, sowie die Inhaber der Hauptschlösser in der Altmark, Ritter Fritz von der Schulenburg, Gebhard von Alvensleben und Dietrich von Rintorf**), nach Dfen, doch scheint es fast, als wären die letzten drei im Auftrage der Städte gekommen, denn Gans von Putliz wird allein als Bevollmächtigter des Adels genannt. Gebhard von Alvensleben führte den Titel als markgräflicher Amtmann, weil er Pfandbesitzer des markgräflichen Schlosses vor Gardelegen war, das er in dieser Eigenschaft von seinem Vater geerbt hatte***).

Als sie in Dfen angekommen waren, ließen sie sich am 3. Juli ihre Privilegien, Freiheiten, Rechte und alte löbliche Gewohnheiten von dem König bestätigen, verbrießen und versiegeln. Hierauf erfolgte die Huldigung und die Ausstellung der schriftlichen Anerkennung des Königs als Landesherrn. Die Abgeordneten der Städte entledigten sich nun ihres Auftrags und beklagten sich bitter über den Adel. Sie konnten hier um so freier sprechen, als der schloßgeseßene Adel nur einen oder einige Vertreter hatte. Besonders war der große Uebermut, mit welchem er die Städte behandelte, ein Gegenstand großer Klage, und unter allen beschwerten sich die Städte am stärksten über die Quikows und ihren Anhang. Durch die fortdauernden Verpfändungen Tobstens waren die meisten landesherrlichen Schlösser Pfandbesitz oder auch wohl völliges Eigentum des Adels geworden. Von diesen, klagten die Abgeordneten, würden die Städte und das umliegende Land fortwährend beschädigt und die Städte zu ewigen Kriegen gereizt. Sie bäten daher königliche Majestät gar demütig und fleißig, sie möchte persönlich nach der Mark kommen und schaffen, daß solche Übelstände, Schaden und Krieg beseitigt würden, das sei ihr höchstes und herzlichstes Begehren†).

*) Alte Chronik bei Förster, Handb. der Geschichte des Preuß. Reichs. II. III. S. 135. — **) Gereken, Diplom. vet. March. T. I. S. 186. 188.

***) Wohlbrück, Alvensleben, II. I. S. 382.

†) Chronik bei Förster a. a. D. S. 136. Haftiz, ap. h. a. Angelus, Ann. march.

Siegismund erwiderte darauf: Er könne für jetzt nicht in das Land kommen, da er binnen kurzem zum Kaiser gewählt werden würde und zunächst mit des Reichs Sachen gar viel zu thun habe. Dann aber hoffe er zu kommen und selber zu sehen, wie die Angelegenheiten in der Mark ständen. Er wolle ihnen jedoch einen Herrn in das Land schicken, der ihnen behülflich sein sollte, nämlich den hochgebornen Fürsten, Herrn Friedrich, Burggrafen von Nürnberg; der würde mit vorsichtigem Räte helfen, die Mark zu gutem Wesen zu bringen.

Diese Nachricht vernahmten die Abgeordneten der Städte mit großem Vergnügen, wie überhaupt Siegismund sie durch sein angemessenes Benehmen und seinen feinen Geist gewonnen hatte. Sie blieben übrigens lange in Ofen. Es scheint, daß Siegismund sie nicht eher wieder zurückreisen lassen wollte, als bis seine Kaiserwahl gewiß sei und die Angelegenheit mit dem Fürsten Friedrich in Ordnung war, denn erst Ende Juli kehrten sie heim. Hans von Putlik aber blieb noch länger in Ungarn.

Die Lausitz war nach Jobsts Hintritt an König Wenzel gefallen. Die Stände derselben wünschten nicht gern von Böhmen getrennt zu werden und trugen ihm diese Bitte vor. Darauf erließ er am 22. Februar 1411 eine Urkunde, in welcher er den Abten der Klöster Dobrilugk und Neu-Zelle, der Abtissin zu Guben, dem edlen Hans von Bieberstein, Otto von Kittlik, Hans von Torgau, Anshelm von Rhonow, Otto Schenken von Sydow, Botho von Pleburg, Bogus von Wesenburg und sonst allen Herren, Rittern und Knechten und den Bürgermeistern und Ratmännern der Städte Luckau, Guben, Sommerfeld, Spremberg, Lübben und Kalau mit königlichen Worten verheißt und gelobt, daß sie, so lange er lebt, von ihm und der Krone Böhmens nicht getrennt werden sollen*). Den Städten bestätigte er ihre Privilegien. Das Schloß Peitz hatte er dem Herzog Rudolph von Sachsen für 3377 Schock Groschen verpfändet und dieser stellte eine Verschreibung darüber aus.

Hans von Torgau, Herr von Zossen, war zu dieser Zeit Landvogt der Niederlausitz. Im vorigen Jahre hatte er zu Ende Juni in Gemeinschaft mit vielen andern einen Zug gegen das feste Schloß Finsterwalde unternommen, von dem aus damals mehrere von Adel viel Räubereien verübten**). Über den Erfolg fehlen alle Nachrichten. König Wenzel bestätigte jetzt den Landvogt in seiner Würde. Es muß aber auch im gegenwärtigen Jahr viel Unruhen in der Niederlausitz gegeben haben, denn König Wenzel befahl auf die Anzeige des Landvogts am 22. März 1411 den Görlitzern, daß sie dem Edlen Hans von Torgau

*) Worbs, Inventar. diplom. Lusatiae inferior. S. 218.

***) Neumann, Geschichte der niederlaus. Landvögte II. II. S. 50.

zu Zossen unverzüglich sechs Glaseien mit Leuten, Harnisch und Pferden in die Niederlausitz zu Hülfe senden sollten*). Eine Glasei oder Gleve, ursprünglich der Name einer Lanze, bestand aus einem gerüsteten Krieger von ritterlichem Adel, der drei und auch wohl mehr mit Lanzen bewaffnete Knechte oder einen Schützen und drei Pferde mit sich führte. Ein Glevener bekam damals monatlich 18 Groschen Sold**). Solche Aufforderungen sind gleichzeitig wohl an mehrere Städte ergangen. Wahrscheinlich betraf die Unternehmung wieder das Schloß Finsterwalde und die dort hausenden Räuber, welche sich bis zum Jahre 1413 hielten.

Während dies alles in der Lausitz und in Ungarn vorging, scheint in der Mark nichts von Wichtigkeit sich ereignet zu haben. Wir wenden uns deshalb zu einer Person, mit welcher wir uns seit längerer Zeit nicht ausführlich beschäftigt haben, und die wir doch noch nicht aus den Augen verlieren wollen, nämlich zu Heinrich von Stechow.

So zufrieden er auch darüber war, daß er seiner Neigung gemäß die Laufbahn als Geistlicher verlassen konnte, so gab es doch Stunden genug, in welchen sein Gewissen ihm darüber Vorwürfe machte. Durch eine Schickung Gottes war er gerettet und beim Leben erhalten worden; sein Retter hatte ihn dem Himmel gelobt und in diesem Sinne für ihn gesorgt; Arnold Freisack hatte ihn demgemäß erzogen und alle, die ihn kannten, hofften von ihm für die Kirche die erspriesslichsten Dienste, ja, hielten ihn dafür wie geschaffen. Unverkennbar hatte ihn die Vorsehung für die Kirche bestimmt, wie er meinte, nur sein eigenes Herz sträubte sich mit Härte dagegen und wollte sich nicht in die Absichten Gottes fügen. Er selber zerriß das Gewebe seines Geschicks mit frecher Hand und zeichnete sich einen andern Weg vor. Darüber hatte er sich oft harte Vorwürfe gemacht und dennoch weigerte sich sein Herz, zurückzukehren in die verlassene Straße, und er vermochte es nicht. Vergebens hatte ihm Herzog Ulrich zu erkennen gegeben und es ihm wiederholt, daß er, der zuerst ihn dem Himmel gelobt habe, mit der Änderung seines Entschlusses ganz zufrieden sei und Sorge tragen wolle, die Kirche zu entschädigen. Vergebens hatte der Bischof von Brandenburg oft mit ihm darüber gesprochen und ihm versichert, daß die Vorsehung und ihr Wille sich auch im Zuge des Herzens ankündige und ausspreche und er darum nicht unrecht thue, wenn er die eingeschlagene Straße aufgebe. Sein Verstand pflichtete diesen Gründen bei; in seinem Herzen aber sprach eine geheime Stimme das Gegenteil und stellte ihm seine Abtrünnigkeit als Sünde dar. Wohl an, so werde Geistlicher! hatten andere, hatte er selber zu sich gesagt. Aber wenn er den Entschluß fassen wollte,

*) H. a. D. S. 50. Worbs, Invent. diplom. Lusat. infer. S. 219.

***) Gercken, Cod. diplom. brandenb. T. I. S. 75.

widersprach die Neigung seines Herzens. So wand er sich zwischen Zweifeln und Beängstigungen hindurch und vermochte seinen Frieden weder auf die eine noch die andere Weise zu gewinnen.

Vor einiger Zeit hatte er wieder mit dem Bischof von Brandenburg darüber gesprochen und dieser hatte ihm gerathen, um sein Gewissen zu beruhigen, eine Wallfahrt nach den Gnadenörtern der Briegnitz zu machen. Ist, was du gethan, eine Sünde, hatte er gesagt, so ist sie doch gewiß eine solche, für welche Vergebung zu erlangen ist, und durch dein eifriges Gebet an jenen heiligen Örtern wird sie dir werden kraft des Ablasses, den der heilige Vater und die Väter der Kirche daran geknüpft haben.

Auf diesen Vorschlag ging Heinrich begierig ein. Er schien ihm so nahe zu liegen, und doch war er noch nicht darauf gekommen. Sofort entschloß er sich, ihn auszuführen, und Bischof Henning versprach, ihm Schreiben mitzugeben an würdige Geistliche, welche bemüht sein würden, ihm mit geistlichem Troste beizuspringen.

Ende April kam Heinrich nach Brandenburg, denn von hier aus, nicht von seinem näher gelegenen Wohnort Stechow, wollte er die Wallfahrt antreten, um sie desto verdienstlicher zu machen. Bischof Henning versah ihn mit Empfehlungsschreiben und sprach zu ihm: Ich empfehle dir zugleich, dich bei deiner Anwesenheit an jenen Orten umzuschauen und das Gebet und die geistliche Sammlung wechseln zu lassen mit der Zerstreuung, welche eine Reise notwendig mit sich führt, wenn man nicht absichtlich vor allem andern die Augen verschließt. Letzteres verlange ich ausdrücklich nicht von dir, auch du sollst es nicht von dir verlangen. Es würde dir bei deiner Sinnesart nur schädlich sein. Genüge deinen geistlichen Pflichten, so sehr du magst, doch fliehe dabei nicht erlaubten Umgang und erlaubte Aufheiterung des Gemüths, deren sich der Mensch wohl überlassen mag, wenn er nicht versäumt, für seine Seele zu sorgen. Lieb wäre es mir daher, wenn du von Zeit zu Zeit mir brieflich Nachrichten zukommen liebest, wie es dir geht und was du gesehen und erfahren hast. Erfülle mein Begehren.

Heinrich hätte sich wohl einem nach Wilsnack wandernden Zuge von Pilgern anschließen können. Allein er wußte, wie sehr durch das gemeinschaftliche Pilgern die Andacht beschränkt wurde, und in wie üble Gesellschaft man geraten konnte. Er entschloß sich darum allein zu gehen und nicht einmal einen Knecht mitzunehmen und die Wallfahrt nicht, wie er es wohl gekonnt hätte, zu Pferde sondern zu Fuß zu machen. Bischof Henning hatte ihm zugleich einen Geleitschein geschrieben, der als Paß diente, und den die meisten Pilger von ihrem Pfarrer ausgefertigt mit sich führten.

Angethan mit seiner Pilgerkleidung, den langen Pilgerstab in der

Hand ging Heinrich Stechow am Sonnabend den 8. Mai von Brandenburg ab durch das Rathenower Thor. Links auf dem Marienberge schien die älteste Kirche der Mark, hell erglänzend im Sonnenlichte, mit ihren vier Thürmen seinem frommen Werke Beifall zuzuwinken. Rechts spiegelte sich die Morgensonne im Gewässer des lang hin gedehnten Beeksees. Zwischen dem Grase erschlossen sich die leuchtenden Kelche der gelben Butterblumen, über welchen fröhlich rot und braun gefleckte Schmetterlinge gaukelten; Veilchen und Himmelschlüssel schmückten die Rasenstellen an den Zäunen, die junge Saat mit hoffnungsvollem Grün bedeckte rings umher die Felder, und darüber wirbelte Lerchengetön aus tausend Stimmen und begleitete das fromme Gebet, das Heinrich beim Beginn seiner Wallfahrt zum Himmel hinausschickte. Wie war ihm so wohl bei diesem Gebete, als sprängen nach und nach die Bande, welche sein Herz umschnürt gehalten hatten. In hohem freudigem Gefühle setzte er es lange fort, bis er den Bernitzwald erreichte.

Gar oft hatte er diesen Weg gemacht, aber nie war es geschehen, ohne an der nicht gar weit vom Wege gelegenen Stelle zu beten, wo sein von ihm heiß geliebter Vater gefallen war. Wie hätte er heute daran vorüberschreiten können, ohne der Mahnung seines Herzens zu folgen. War er doch ohnehin schon so feierlich, so fromm gestimmt, als läuteten in seinem Herzen helle Kirchenglocken zu einem triumphierenden Gloria in excelsis. Er warf sich auf der Stelle auf seine Knie, inbrünstig löste sich das Gebet von seinen Lippen und er schloß mit dem erhebenden Rufe: Der Herr hat alles wohlgemacht, sein Name sei gepriesen!

Nicht sowohl seiner Pflicht als Pilger, sondern vielmehr dem Drange seines Herzens hatte er genügt und mit freudigem Mute ergriff er seinen Stab, um weiter zu pilgern. Der bergige Wald hielt an. Auf und ab senkte sich der Weg. Balsamisch duftete das junge blühende Laub der Birken. So kam er nach Ferchesar, an einem breiten See gelegen, an dessen jenseitigem Ufer sich die dem Bistum Brandenburg gehörige Stadt Pritzerbe ausdehnte, ein sehr alter Ort, der bereits im Jahre 949 als Burg genannt wurde. Rechts von hier lag das Dorf Marzahn mit den Bergen, an welchen die Brandenburger gegen die Magdeburger ein Treffen verloren.

Von hier an führte der ganze noch übrige Teil seines heutigen Weges durch dichten Wald, nämlich durch den Grünauer Forst, in einer Länge von drei Meilen. Er war zu jener Zeit unsicher, da er dem Gefindel viele Schlupfwinkel bot. In der Regel wurden Pilger aber selbst von gemeinen Räubern verschont. Das Forstrevier gehörte zum Amte Tangermünde und also zur Altmark. Der Förster wohnte in der

Heidereiterei auf der Freiheit bei Rathenow*). Auf der Mitte des Weges neben einem Teerofen öffnete sich nach rechts über einem Wiesengrund eine Aussicht, welche ein Berg schloß, an dessen Fuß das Dorf Bamme lag.

Ungehindert durchschritt er den wildreichen Forst. Rechts vom Wege in der Entfernung einer guten Viertelmeile erhob sich der bewaldete Markgrafenberg nördlich von Bamme. Auf seiner Spitze trug er die Ruine der Markgrafenburg, auf welcher einst eine große Anzahl von Markgrafen versammelt gewesen war. Schon vor dem Jahre 1318, also jetzt ziemlich vor hundert Jahren, war sie zerstört worden**). Sie lag fünfviertel Meilen von Rathenow entfernt. Etwas weiterhin durchschnitt der Weg das Rodenwolder Luch, und nicht weit davon erreichte er das Rittergut und den Hof Rodenwolde auf der Stelle der jetzigen Ratschäferei. Etwa tausend Schritte gegen Morgen stand ein festes Gebäude, das rote Häuschen genannt, das dazu gehörte***). Unmittelbar darauf lag Rathenow vor ihm.

Allein wir lassen ihn von hier an lieber selber erzählen, indem wir die von ihm an den Bischof erlassenen Schreiben mittheilen, um welche dieser ihn ersucht hatte.

In Gott ehrwürdiger Vater!

Am Sonnabend vor dem Sonntage, als man singet Cantate, bin ich nachmittags, Dank sei der heiligen Dreifaltigkeit, wohlbehalten in Rathenow eingetroffen. Das schönste Wetter war meiner Fahrt günstig gewesen. Ist auch der Weg von Brandenburg nach Rathenow nicht lang, so freute ich mich doch, als ich die mitten in grüner Wiesenumgebung sich erhebenden betürmten Mauern der kleinen aber festen Stadt erblickte. Ihre vier Thore haben hohe Warttürme, die Mauern hervorspringende Thürmchen†). Seitwärts auf der hintersten Weinbergsspitze steigt ebenfalls eine Warte auf für die Viehwächter zur Beobachtung der Gegend. Ehe ich das Steinthor erreichte, kam ich an dem Katharinenhospitale mit seiner Kirche vorbei, die lieblich unter schattigen Bäumen versteckt liegt††). Ich konnte es mir nicht versagen, einzutreten und einige Ave Maria zu beten. Wie lieblich ist es doch, daß der Wanderer vor den Thoren fast aller unserer Städte solche Häuser der Barmherzigkeit und Gott gefälliger christlicher Mildthätigkeit mit ihren wohl versehenen Kirchen findet. Stumm und doch so beredsam empfangen sie ihn,

*) Wagner, Gesch. von Rathenow. S. 49. 171. — **) U. a. D. S. 172.

***) U. a. D. S. 25. — †) U. a. D. S. 171. — ††) U. a. D. S. 309.

wenn sie nach Rathenow kommen, nahe bei der Stadt das ehemalige markgräfliche Jagdschloß*), zu welchem in der Stadt noch ein freier Hof gehört**). Früher lag nördlich nahe bei Rathenow vor dem Burgthore am Unterkiez ein festes Schloß, welches jedoch vor etwa hundert Jahren, nämlich im Jahre 1295 abgetragen wurde, und deren Steine der Markgraf den Bürgern zur Verstärkung ihrer Stadtmauern nebst dem Grund und Boden schenkte***). Südlich von der Stadt am Fuße des Weinberges streckt sich der große Kiez hin. Ihm gegenüber und durch eine Brücke über die Havel damit verbunden lag vormals, ebenfalls nur eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, ein festes Schloß, Alt-Rathenow genannt, das aber auch nicht mehr vorhanden ist †).

Mit eurem Schreiben begab ich mich zu dem Pfarrer der Stadtkirche, Martin Schulten, und wurde von ihm gar freundlich aufgenommen, mußte auch bei ihm bleiben und durfte nicht wieder nach der Herberge zurückkehren. In andächtigem Gespräch unterhielten wir uns lange, bis ein seltsames Getöse mich in den Erker zog, um mich umzusehen. Es war eine Prozession von etwa zwölf Jungen, welche messingene Becken in den Händen trugen und sie taktmäßig zusammenschlugen, so daß daraus eine ganz eigene Musik entstand. Da ich mir die Sache nicht zu deuten wußte, fragte ich und erfuhr, daß es die Badesungen seien, welche alle Sonnabend Nachmittag durch eine solche Prozession zum Bade auffordern. Wie bei euch in Brandenburg arbeiten die Handwerksmeister des Sonnabends Nachmittags nicht, sondern gehen in das Bad, um sich den Schmutz der Wochenarbeit abzuwaschen. Aber die Meister müssen den Gesellen des Sonnabends auch eine Stunde früher Feierabend geben, damit diese ebenfalls das Bad benutzen können, ein Gebrauch, der ziemlich weit verbreitet zu sein scheint ††). Da ihr wißt, wie sehr ich Freund vom Baden bin, so ging auch ich zum Bader und wurde von ihm ganz gut bedient. Erfrischt und erfreut machte ich sodann einen Spaziergang nach dem Mühlenwerder und freute mich des schönen Gewässers und der lebhaften Schifffahrt. Am andern Tage war Sonntag und ich rastete in der Stadt, indem ich dem Gottesdienst fleißig beiwohnte und meiner Pflichten als Pilger thätig gedachte. Einige Spaziergänge mit dem Pfarrer nach dem Weinberge und in andere freundliche Umgebungen der Stadt nahmen den übrigen Teil der Zeit schneller hinweg, als ich's vermeint hatte. Am andern Tage, den Montag, ergriff ich meinen Wanderstab und pilgerte weiter.

Ich ging zum Federiker Thor hinaus. Nach dieser Seite hat die Stadt die beste Grasung, das schönste Ackerfeld, die meisten Gärten und

*) Auf welcher Stelle späterhin Churland erbaut wurde.

***) A. a. D. S. 29. 31. — **) A. a. D. S. 24. Küster, Opusc. XVIII. S. 129. — †) A. a. D. S. 23. — ††) A. a. D. S. 308.

hübsche Höfe. Auch liegt hier nahe vor dem Thore das herrschaftliche Schloß. Links an der Havel liegt der Burgwall, wo früher die Burg stand. Eine Strecke dahinter führt der Weg nach Hohennauen, auf welchem ich fürbaß schritt, über das Federitzer Feld, eine wüste Dorf- stelle, auf welcher vor etwa fünfzig Jahren noch das der Stadt Rathe- now gehörige Dorf Federitz oder Feseritz stand. Jetzt liegt gerade auf der Hälfte des Weges nur der Kirchhof mit der Kirchenruine als Rest des Dorfes da*). Ringsum ist der Boden sehr gut und die Saat stand freudig und üppig. Die Havel mit ihren vielfachen Krümmungen blieb mir immer unfern zur linken Seite. Rechts aber blizte mir bald das schöne Gewässer des ansehnlichen, stark sich krümmenden Hohen- nauer Sees entgegen, an dessen westlichem Ufer das Städtchen und Schloß Hohennauen und jenseits am nördlichen Ufer das Schloß Wassersuppe sich erheben; diesseits, am westlichen Ufer, blieb mir das Dorf Semlin zur Seite liegen. Das kleine Städtchen Hohennauen zeigt nichts Merkwürdiges. Daneben liegt ein Kiez. Das dortige feste Schloß gehört der Familie von der Hagen, für welche es Johann von Zieker inne hat**).

Ich war nicht gewillt, mich in dem Städtchen aufzuhalten, und dennoch mußte ich es unwillkürlich. Als ich vor dem Schloß vorbeiging, kamen mehrere Knechte des Zieker hinter mir her und verlangten Aus- kunft, wer ich wäre. Meiner mündlichen Angabe wollten sie keinen Glauben schenken, die schriftliche Beglaubigung konnten sie natürlich nicht lesen. So blieb denn nichts übrig, als mit ihnen nach dem Schlosse zurückzukehren, wo ich eine Stunde warten mußte, weil die beiden Per- sonen, welche lesen konnten, zufällig nicht anwesend waren. Endlich kam eine derselben, und nun erhielt ich die Erlaubnis zu gehen, die ich denn auch nicht zurückgewiesen habe, denn ich mußte es lügen, wenn ich sagen wollte, es hätte mir in dem Schlosse gefallen. So, mich nach Westen wendend, erreichte ich das Dorf Parey an der Havel, wo ich mich über den Fluß setzen ließ nach Alt-Schollähne, einem hübsch gelegenen Städtchen in fruchtbarer Niederung, zwischen dem Fluß und einem See sich ausbreitend. Früher beschützte ein festes Schloß die Stadt. Seit fünfzig Jahren aber ist es wegen mancherlei Schaden, der von dort aus verübt wurde, auf Befehl des Markgrafen, als er im Jahre 1354 das Ländchen Schollähne mit dem übrigen zwischen Elbe und Havel ge- legenen Teile der Altmark an das Erzstift Magdeburg abtrat, nieder- gebrochen worden***). Nördlich von der Stadt verbindet ein Flußarm, über welchen eine Brücke führt, den See mit der Havel. Davor steht eine

*) Triebke in Küsteri Collect. P. XVIII. S. 128. 129.

***) Büsching, Topographie d. Mark S. 47.

****) Gercken, Cod. diplom. T. IV. S. 500.

Klaufe mit einem Marienbilde, das die fromme Andacht mit frischen Blumen geschmückt hatte. Ich gesellte mich zu mehreren Betern, welche davor lagen und inbrünstig ihre Gebete sprachen. Auch ich brachte der hohen Himmelskönigin das Opfer meines Dankes und meiner Bitten um ihren ferneren Schutz.

Als ich aufstand, um weiter zu gehen, kam einer jener Beter hinter mir her und bat mich, ihm zu gestatten, daß er mit mir gehen könne. Er vermute nämlich, daß ich nach Wilsnack wolle, dahin ginge er auch, in Gesellschaft sei er immer andächtiger als allein, denn andere gäben ihm immer etwas von ihrer Andacht ab, ich würde daher ein gut Werk thun, wenn ich seiner Bitte Gehör gäbe. Er sah nicht wie ein Pilger aus, sondern trug den gewöhnlichen Leinenkittel eines Ackerknechts. Das einzige, was ihn als Pilger bezeichnete, war ein langer, durch Abschälen der Rinde weiß gewordener Stab. Lieb war mir seine Begleitung eben nicht, doch mochte ich sie auch nicht gerade zurückweisen. Sie konnte höchstens bis Havelberg währen, wo ich mich einige Tage aufhalten wollte. Darum gewährte ich ihm seine Bitte.

Das Ländchen Schollähne ist eine dürre Heidegegend. Überall bedeckt Heidekraut den Boden, zwischen welchem sich einzeln die dünnen Stämme niedriger Kiefern erheben und dem Auge wenig Abwechslung gewähren. Da ich hier am wenigsten fürchten durfte, gestört und in der Aufmerksamkeit abgelenkt zu werden, so machte ich mich daran, die vorge schriebene Zahl der täglichen Gebete zu absolvieren, worin mein Begleiter mir Beistand leistete. So schritten wir fort, bis der Weg die Grenze des Ländchens Riez berührte, über welches in früheren Zeiten zwischen Magdeburg und der Mark öfters Schelung entstanden ist.

Mein Begleiter gab an, er sei ein Ackerknecht und heiße Erdmann. Die Lust zu pilgern war ihm plötzlich gekommen. Freilich hätte ihm ein langes Besinnen auch nichts helfen können, denn er trug sein ganzes Eigentum auf dem Leibe, wozu indessen nicht ein Pfennig Geld gehörte. Hinsichtlich seiner Zehrung verließ er sich auf die Mildthätigkeit der Leute. Ich mag euch nicht, ehrwürdiger Vater, mit den beschränkten Vorstellungen dieses elenden Knechtes langweilen. Als Probe möge euch nur dienen, daß er mir erzählte, er sei als Kind schon mehrmals gefährlich krank gewesen und würde gewiß schon längst gestorben sein, wenn er nicht Erdmann getauft worden wäre, denn alle Kinder, welche Erdmann oder Erdmutter hießen, lebten lange und blieben gewiß am Leben, wenn sie krank würden, — ein Glaube, der übrigens in der Mark unter einfältigen Personen ziemlich verbreitet ist*).

So wenig die Unterhaltung meines Begleiters anziehend war, so

*) Schauplatz unvernünftiger Erzählungen Th. I. S. 110.

hat es zu Zeiten doch ein Interesse, sich mit einer so beschränkten Vorstellungswiese näher bekannt zu machen. Mit großem Erstaunen werd' ich immer wieder von neuem gewahr, wie wunderbar das Maß von Freuden und Leiden in der Welt den einzelnen zugewogen ist. Wie ärmlich und dürftig waren die Genüsse dieses Knechts, und dennoch, wie füllten sie seine Seele! So vollständig, daß jeder Zusatz ein Überfluß gewesen wäre. Er besaß nichts und konnte nichts verlieren. Das gab seinem Gemüte eine Ruhe und Freudigkeit, die ich ihm beneidete. Er fürchtete keine Räuber, nur Mörder wünschte er fern von sich; wo er schlafen würde, das machte ihm keine Sorge, wie weit er täglich kam, ebenso wenig.

Nicht gar weit von Schönfeld in der Gegend, wo rechts die Helleberge die Aussicht begrenzen, fanden wir an einem Baum zwei Pferde angebunden. Nicht weit davon saß mitten im Heidkraut ein fahrender Ritter, grün gekleidet, mit seinem Knecht. Letzterer machte Feuer an, der Ritter aber zog einen Hasen ab, den er sich geschossen, und wollte ihn braten. Ein Säckchen mit Salz stand daneben. Sie hatten in Sandau übernachtet und wollten nach Rathenow, um bei den Quizows Dienste zu nehmen. Mein Reisegefährte bettelte ihn an; allein der Ritter versicherte ihm, daß er an Geld auch nicht das kleinste Stück besäße. Sein ganzer Reichtum seien sein Ruhm, seine Waffen, sein Pferd und das Päckchen Salz; letzteres wolle er mit ihm teilen, und wirklich ließ sich der Pilger eine kleine Portion geben, denn etwas, was der Mensch essen könne, müsse man, wie er meinte, nicht verschmähen.

Über die Dörfer Schönfeld und Wulkow kamen wir nach Sandow oder Sandau. Auch diese gut befestigte Stadt gehört seit längerer Zeit einem Seitenzweige der Quizows unter magdeburgischer Lehnshoheit, und Klaus von Quizow nebst seinem Sohn Thiele bewohnen das Schloß als Pfandinhaber. Mein Begleiter wurde hier festgehalten, weil er durch nichts ausweisen konnte, daß er wirklich ein Pilger sei. Man führte ihn auf das Rathhaus, wo er befragt wurde und vor Zeugen zu den Heiligen schwören mußte, er sei wirklich ein rechter Pilger. Darauf fertigte man ihm eine Bescheinigung aus, damit er sich anderwärts darüber ausweisen könne und entließ ihn. Wegen der vielen einspännigen (herrenlosen) Knechte, welche sich umhertreiben und die Landstraßen unsicher machen, sind die Städte auf alle Reisenden sehr aufmerksam.

Nachdem ich in Sandau etwas den Leib gestärkt und erquickt hatte, machte ich mich wieder auf, um noch die halbe Meile bis Havelberg zurückzulegen. Mein Pilger fand sich wieder ein. Nach einer guten Stunde erreichten wir die Stadt, welche auf einer Havelinsel gelegen

und überragt von einer Hügelkette, auf deren einem die Domgebäude prangen, einen angenehmen freundlichen Anblick darbietet. Eine Herberge nahm mich auf, aus welcher ich euch diesen Brief schreibe, den ich jedoch, damit er nicht zu lang werde, für diesmal schliesse, indem ich euch der Obhut des höchsten Gottes empfehle.

Zweiter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Aus meinem letzten Brief habt ihr gesehen, daß ich Dienstag gegen Abend hier in Havelberg angekommen bin. Havelberg ist ein gar belebter Ort und macht schon in seiner hübschen Lage an dem lebendigen Havelstrom in der Nähe der Elbe auf mich einen guten Eindruck. Über die 200 Schritt lange Sandowische Brücke gelangt man zum Sandowischen Thor der Stadt, die mit Mauern und starken Thürmen in fester Lage umgürtet ist. Auch das gedachte Thor hat einen festen Turm. Nahe bei demselben liegt das Beguinenhaus, auch das Hospital zum heiligen Geist genannt*). So gelangt man in die Stadt, welche durch den Verkehr auf dem Fluß viel Lebendigkeit erhält. Die St. Laurentiuskirche und das ganz massive Rathaus sind die besten Gebäude darin.

Da die Stadt rings von der Havel umflossen ist, so hat sie mehr Brücken als Thore, nämlich außer der genannten noch vor dem Steintor die Steinbrücke, auf welcher man zu einer Kapelle, der heiligen Anna gewidmet, gelangt, und die lange Brücke, mittels welcher man über die Havel zu dem auf einem Berge gelegenen Dom kommt. Am Fuß der Berge zieht sich eine Häuserreihe fort, welche die Berge genannt werden, deren äußerster Teil am Wendenberge der Kiez heißt, weil er mit Einwohnern wendischer Abkunft bevölkert ist, welche auch in der Kirche ihre besonderen Plätze und auf dem Kirchhof einen abgesonderten Raum haben, wo sie beerdigt werden. Die Einwohner dieser Berge nähren sich vom Schiffbau, von der Schifffahrt und Fischerei und sind Unterthanen des Domstiftes.

Der Dom mit seinen Gebäuden liegt auf dem Bischofsberg. Ich stieg zu ihm hinauf in hoher Erwartung und mit eigenen Empfindungen, denn dieser Berg ist einer von den Punkten unseres Landes, wo am frühesten dem einigen wahren Gott eine Kirche gestiftet wurde und das Licht des Evangeliums weit hineinschien in die Nacht des Heidentums.

*) Befmann, Beschreibung der Mark Brandenburg. II. V. Bd. II. Kap. V. S. 189 f.

Dem schon im Jahr 946 wurde hier das Bistum gegründet, und wenn auch noch das Heidentum im letzten verzweifelten Kampfe mehrmals die Sonne des wahren Lichts verdunkelte und bemüht war, seinen alten Sitz wieder zu erobern, so mußte es zuletzt doch weichen, und seit jener Zeit glänzt es hier ungetrübt und rein²⁵⁾.

Als ich die Höhe des Berges erreicht hatte, lag der Dom vor mir. Er hat nur einen niedrigen Turm und das Gebäude ist von außen nicht besonders ansehnlich. Ringsum liegen die übrigen Gebäude, namentlich die Wohnung des Bischofs, die Propstei, Dechanei und die Klostergebäude der Prämonstratensermönche, welche das Kapitel bilden. Das Ganze ist mit einer hohen Mauer rings umschlossen. Es nimmt den Raum einer kleinen Stadt ein.

Mit eurem mir sehr lieben Empfehlungsschreiben begab ich mich zum Bischof Otto von Rohr und hatte das Glück sogleich angenommen zu werden. Der Bischof, ein Mann von ehrwürdigem, festem Ansehen, empfing mich zuvorkommend und erkundigte sich sehr ausführlich nach euch und eurem Verhalten in dieser Zeit. Er sprach mit unverkennbarer Achtung von euren Bemühungen zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht. Aber wenig zufrieden war er mit dem Verhalten der Duitzows und ihres Anhangs, ja er äußerte sich sogar sehr bitter darüber und wie mir es schien, nicht ganz ohne persönlichen Groll. Beim Weggehen gab er mir noch die Erlaubnis, auf dem Wege nach Wilsnack sein Schloß, die Plattenburg, zu besuchen, und nachher ihn in Wittstodt zu besuchen, wo er sich gegen Ende dieses Monats aufzuhalten gedenkt.

Es lag mir nun daran, mich oben im Dom ein wenig umzusehen. Die Kreuzgänge neben der Kirche, wo die Mönche beerdigt sind, zeigen mannigfaltige Denkmäler und Verzierungen. Mit großem Interesse sah ich das Innere der schönen hohen Kirche. Sie ist vortrefflich ausgebaut und überall sind die Abteilungen durch schön gearbeitete und mit erhabener Arbeit verzierte Quadern von Sandstein von einander geschieden. Besonders günstig wirkt die Ansicht des Hochaltars und ich glaube sehr gern der Versicherung des Mesners, daß es die schönste Kirche der Mark sei, denn ich habe in der That noch keine schönere gesehen. Auch die zahlreichen Heiligtümer des Doms haben ein besonderes Interesse. Unter einem Krystall wird ein Teil vom Arm der heiligen Barbara gezeigt, welches Heiligtum im Jahre 1391 vom Erzbischof Albert von Magdeburg dem verstorbenen Bischof Herrn Johannes Wepelitz für diese Kirche geschenkt und mit vierzigtäglichem Ablass versehen wurde*). Ich habe nicht veräußert, ihn mir durch gläubiges Kniebeugen vor dem Heiligtum im andächtigen Gebet anzueignen. Auf einem der heiligen Jungfrau ge-

*) Küster, Opuscul. Fasc. XVIII. S. 76.

weiheten Altar befindet sich ihr schön geschmücktes Bildnis. Auf der Brust in einer durch ein rundes Glas geschlossenen Höhlung sind mehrere sehr kostbare Heiligtümer aufbewahrt, namentlich ein Bündel schöner blonder Haare von der bußfertigen Sünderin, der heiligen Maria Magdalena, sowie eine kleine Probe von den Kohlen, auf welchen der heilige Laurentius verbrannt worden ist*). Außerdem befinden sich im Hochaltar viele Gebeine heiliger Märtyrer eingemauert. An einer andern Stelle der Kirche sah ich etwas von dem Stein des Grabes Jesu, ohne Zweifel durch einen frommen Kreuzfahrer von der heiligen Stelle mitgebracht; ferner ein Stücklein von dem Holz des heiligen Kreuzes, ein kleines Beutelchen mit Erde von der Stelle, wo der Herr Christus vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hat, sowie einige Lappchen von den Kleidern der heiligen Maria**). Mehrere Gebeine von Heiligen und Märtyrern werden auf den ihnen geweihten Altären verwahrt, insbesondere Knochen des heiligen Laurentius, welcher bekanntlich der Schutzpatron des havelbergischen Bistums ist. Durch ihre andächtige, bußfertige und demütige Verehrung habe ich mir viel Ablass erworben. Kann ich doch den Unsinn des böhmischen Ketzers nicht begreifen, der, wie ich mir habe sagen lassen, die Anbetung aller Reliquien der Heiligen verwirft. Liegt nicht darin stets eine sinnliche Aufforderung an das Volk, ihren Tugenden nachzueifern? Wird das Volk mit diesen Tugenden nicht bekannt gemacht? Sind sie nicht das überall und allgemein zu Wünschende? Ist es nicht Gott selber, der in den Heiligen mächtig war, dem das Volk seine Verehrung darbringt, wenn es sich vor ihren Überbleibseln beugt? Wie soll denn das Volk zu dem Begriff der Heiligkeit Gottes kommen, wenn es nicht auf einer Stufenleiter darauf erhoben wird? Das waren auch die Gedanken des hochwürdigen Bischofs Otto von Rohr, als wir heute auf die böhmische Ketzerei zu sprechen kamen und ich weiß, es sind auch die eurigen.

Der niedrige Turm des Domes ist ein quer vor die Kirche tretendes Gebäude mit abfallendem Dach und oben mit einer Spitze versehen. In ihm befindet sich oben in ziemlicher Höhe die sogenannte Mönchsstube, wo die bleiernen Zeichen gegossen werden, welche, wie ihr wißt, sich die von Wilsnack zurückkehrenden Pilger als Zeichen der vollbrachten Wanderung, kaufen. Ich freute mich der weiten und mannigfaltigen Aussicht, die bis weit in die Altmark hineinragt.

Das Kloster, in welchem die Mönche beisammen wohnen, ist kein besonders schönes und großes Gebäude, wohl aber ist der Garten am Abhange der Berge sehr schön und reich mit Wein versehen. Die Mönche schienen mir nicht strengere klösterliche Zucht zu üben, als die

*) U. a. D. S. 78. 79. — **) U. a. D. S. 80.

eurigen in Brandenburg. Es wollte mich sogar bedünken, als ob sie sich noch unlieber der Regel fügten. Sie möchten weit lieber Domherren sein wie in Magdeburg und jeder seine eigene Wohnung und Küche haben. Das ist alles wie bei uns.

Früher hat auch hier auf dem Berge eine Burg gestanden, denn bei der Errichtung des Bistums ist von einer solchen die Rede. Jetzt ist sie aber nicht mehr da, und selbst die Stelle ist unbekannt, wo sie gestanden hat.

Als ich zurückkam nach der Herberge, war eine Gesellschaft von zwölf Pilgern aus Schlesien angekommen, welche nach Wilsnack gehen wollten. Es schienen Kaufleute und ehrsame Bürger mit ihren Frauen zu sein, doch gedente ich mich nicht anzuschließen, sondern meinen Weg allein fortzusetzen.

Dritter Brief.

Ich habe noch einen Tag länger in Havelberg verweilen müssen, als ich es anfangs wollte, denn der hochwürdige Bischof ließ mich für den andern Tag einladen, zu Mittag sein Gast zu sein. Diese Ehre danke ich allein eurer Empfehlung, denn schwerlich kann ich meiner Unterhaltungs-gabe dabei auch nur einen kleinen Anteil zugestehen. Abgesehen davon war mir dieser Umstand noch um deswillen lieb, daß er mir eine genügende Entschuldigung an die Hand gab, nicht mit den Pilgern, deren ich in meinem letzten Brief gedachte, zusammen zu reisen, woran mir lag. Denn zwei Frauenzimmer darunter waren von einer so übermäßigen Redseligkeit besessen, daß ich noch nicht begreife, wie sie auch nur ein Ave Maria ohne Unterbrechung zu Ende bringen. Sie wohnten in dem Zimmer neben mir in der Herberge und bis spät in die Nacht hatte der Mund keine Ruhe. Würste ich doch nur den Gegenstand, über welchen so ungemein viel zu sagen ist! Natürlich konnte mir in meiner Stimmung eine solche Gesellschaft nicht zusagend erscheinen.

Am Donnerstag den 14. Mai wanderte ich zum Steinthor hinaus, am Havelufer um den Bischofsberg herum auf den Weg nach Groß-Leppin. Nur in der Ferne links sah ich Quizhövel, die Geburtsstätte und das Besitztum der mächtigen Quizows. Der Weg zog abwechselnd durch Feld und Wald, aber er war einförmig und man konnte seinen Gedanken nachhängen ohne Störung, eine Eigenschaft, welche die märkischen Wege oft in einem ausgezeichneten Grade besitzen. Nach mehr als zweistündiger Wanderung zog sich der Weg dicht neben dem Dorfe Glöven fort und bald nachher erreichte ich Leppin an der Karthane, von

wo ich bis zur Plattenburg nur noch eine halbe Meile zu machen hatte. Der Weg führte am Flusse über Sumpfboden hin.

Die Plattenburg ist ein ansehnliches, mit starken Mauern verwahrtes und mit doppelten Gräben umgebenes Schloß an der Karthane, welche auch noch durch einen besondern Graben um die eigentliche Residenz des Hauses gezogen worden ist*). Es liegt sehr angenehm zwischen Wasser, Wiesen, Gärten und Buschwerk, weshalb es auch ein Lieblingsaufenthalt der Bischöfe ist, die gern hier weilen und Gerichtssachen wie andere öffentliche Geschäfte führen. Der sehr geräumige Hof des eigentlichen Wohnhauses ist mit besondern Mauern umgeben und enthält eine große Menge gezähmten Wildes und Federviehs mit den notwendigen Ställen und Schutzplätzen. In der Mauer ist ein Halbkreis angebracht, in welchem die Bildsäule des heiligen Laurentius steht. Neben dem Hause befindet sich die zwar nur kleine, aber schön eingerichtete bischöfliche Kapelle. Sowohl innerhalb der Mauern als auch auswärts stehen eine Menge von Gebäuden für die Dienerschaft, Ställe, auch eine Schmiede, eine Mühle und ein Brauhaus. Es ist ein angenehmes Schloß und dabei so fest, daß es nicht leicht sein dürfte es zu nehmen, und daß der fromme Vater sich in vollkommener Sicherheit dem Genuße des Landlebens hingeben kann. Nördlich von der Plattenburg liegt das Schloß und Dorf Kleetzke, den Quitzows gehörig und durch eine frühere Belagerung berühmt. Doch ist es von hier nicht zu sehen, wenn man nicht den Wartturm besteigt, weil ein Wald die Aussicht hindert.

Erfreut von dem angenehmen Aufenthalt wanderte ich die kleine Meile bis Wilsnack frohen Sinnes dahin. Der Weg führte durch Wald und erst ziemlich nahe vor dem Ort kam er mir zu Gesicht. Es machte auf mich einen eigenen Eindruck, als ich ihn so nahe vor mir sah, das Ziel der Wünsche so vieler in der Christenheit, heiß ersehnt von vielen Tausenden, die hier mehr noch als die Genesung des Leibes, Genesung ihrer Seele suchten und fanden. Wunderbar, daß gerade diesem unscheinbaren Ort in einer so wenig bedeutenden oder anziehenden Gegend solch Heil widerfahren mußte! Wie oft in dem unscheinbarsten Körper die schönste Seele gefunden wird, so ist es mit den Gnadenorten. Sie reizen gar häufig weder das Auge noch einen andern Sinn, zum deutlichen Beweise, daß man sie nicht der Sinnenlust wegen besuchen soll, denn es ist etwas anderes, das dort gespendet wird.

Schon vor dem offenen Städtchen war es sehr lebendig, denn hier steht die Kapelle der heiligen Maria Magdalena, in welcher eben Gottes-

*) Bemann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. VIII. S. 345.

dienst gehalten wurde; aber noch mehr umbrauste mich das wogende Leben, als ich in die Stadt eintrat. Überall liefen die Leute durcheinander, besonders Pilger, alt und jung, Männer und Weiber, es war ein großes Leben. Das Städtchen enthält genau genommen nur eine ziemlich lange, breite Straße. Aber jedes Haus ist eine Herberge und hat sein besonderes Schild und Zeichen, nach welchem es genannt wird. An den Häusern, in welchen sich bedeutende Personen eingemietet haben, ist zugleich ihr Wappen ausgehängt, sodaß man sie leicht auffinden kann. Die mir empfohlene Herberge habe ich bald erreicht und darin ein gutes Unterkommen gefunden.

Es duldete mich nicht lange im Zimmer, ich mußte wieder hinaus, mich in das Gewühl zu stürzen, das etwas ungemein reizendes hatte. Nicht bloß aus den umliegenden Ländern Mecklenburg, Magdeburg, Sachsen, Thüringen, Schlesien, Preußen und Pommern sowie aus den Marken waren Pilger vorhanden, auch aus entfernten Gegenden wie Dänemark, den Seestädten, aus Böhmen und Polen fehlten sie nicht, und überall sprachen die Menschen in fremden Zungen und Mundarten. Dabei vermischte der Pilgermantel beinahe den Unterschied der Stände und machte vieles gleich, was sonst weit von einander getrennt war. Er beseitigte eine Menge Umständlichkeiten und gestattete unter allen einen leichteren Verkehr und leichtere Mitteilung. Das Gefühl vollkommener Sicherheit, das ein Gnadenort gewährt, trug nicht wenig dazu bei, diesem Verkehr einen eigenen Reiz zu verleihen.

Zwei Stunden nach meiner Ankunft setzte ein Ereignis den ganzen Ort in lebhaftere Bewegung. Das Geschrei: die Ungarn kommen, veranlaßte alles, sich nach dem Havelberger Thore hinzubegeben. Das Gedränge war groß und der Lärm ohrzerreißend. Gegen dreihundert Menschen in wunderlichem, sehr zerlumpten Aufzuge wanderten, geistliche Lieder singend, ein. Es waren die Ungarn und Polen, welche alljährlich zwischen Ostern und Pfingsten kommen, sämtlich barfuß und zur Hefe des Volkes gehörend, denn alle sind für Geld gedungen, und machen die Fahrt für reiche und wohlhabende Ungarn und Polen, welche sich nicht auf die beschwerliche Reise begeben mögen. Ihre wilden, blassen Gesichter mit den gewaltigen Knebelbärten und dem langen schwarzen Haare, die bunt beschnörkelte Jacke, ihr fremdartiges Aussehen, der seltsame Gesang und die eigentümliche Sprache gaben dem Aufzuge etwas schwer zu Beschreibendes. Eine Art von Kirchenfahne wurde ihnen vorgetragen. Übrigens waren nicht bloß Männer sondern auch Weiber im Zuge. Sie bringen der Kirche großes Geld.

Am andern Tage ging auch ich, um meiner Pflicht zu genügen, nach der Kirche, und habe in hoher Andacht dem heiligen Blute meine Verehrung bezeigt. Nachdem dies geschehen, besah ich mir das Ge-

hände und was sonst darin Sehenswerthes zu finden war. Die Kirche ist der heiligen Katharina gewidmet und ein hohes ansehnliches Gebäude in Form eines Kreuzes, im Innern mit vielen Altären versehen. Diese sind schön geschmückt mit trefflichen Bildern, heilige Geschichten z. B. Mariä Krönung zeigend. Links oberwärts auf einem Gesimse sind mehrere lebensgroße Bilder mit Wachs überzogen, Fürsten darstellend, welche sich in augenscheinlicher Lebensgefahr dem heiligen Blute gelobt haben. Die Fenster in dem hohen Chore sind prächtig, sehr hoch, und mit den trefflichsten Glasmalereien verziert. Jedes ist von einem andern Fürsten geschenkt worden, namentlich von dem Könige von Dänemark, von den Herzögen von Sachsen, von Mecklenburg u. a. m., deren Wappen groß und schön nebst einer Unzahl anderer darin angebracht sind*). Doch finden sich darunter auch andere Figuren, namentlich ein Mönch, der eine sehr schöne Monstranz mit drei Hostien in Händen hält. Auch sind in der Kirche die Bilder der Apostel und anderer Heiligen angebracht. An den Emporlauben aber hat ein kunstreicher Maler die Geschichte von dem Anfange und Fortgange des heiligen Blutes in einer fortlaufenden Reihe von Bildern dargestellt.

Die Kirche besitzt einen reichen Schatz an kostbaren Geschenken aller Art, die meisten ex voto, viele als Dank für gefundene Heilung und Erlösung vom Übel. Prachtvoll ist die Monstranz, in welcher die Hostie mit dem heiligen Blute enthalten ist; schön ein Tuch, auf welchem die zwölf Apostel mit Perlen gestickt sind, ein anderes mit der Abbildung der ehernen Schlange, eines mit einem Bilde der Maria, auf gleiche Weise gestickt, schöne Kelche und andere Kirchengeräte. Unzählig sind die Wunderthaten, welche das heilige Blut bewirkt hat, und man hat davon ein ganzes Buch. Natürlich verwahrt man in der Kirche vieles dahin Gehörige; so das Hemde eines armen Sünders, der durch dasselbe vom Tode errettet wurde, ein langes Schwert, das von einigen Pilgern geschenkt wurde, die, unterwegs von Räubern angegriffen, nichts hatten, womit sie sich verteidigen konnten, als ihre Stäbe, mit denen sie sich wehrten. Als der eine in seiner Not das heilige Blut anrief, verwandelte sich sein Stab in dieses Schwert, und sie wurden dadurch der Räuber Meister und konnten ihre Pilgerschaft fortsetzen; ferner das Modell einiger armer Sünder, welche in den Stock gesperrt sind, und denen die Fesseln entfallen, als sie das heilige Blut anrufen. Sie haben letztere der Kirche ebenfalls als Opfer zugewendet. Aber man würde nicht fertig, wollte man alles erzählen, was sich im Verlaufe so vieler Jahre Wunderbares hier zugetragen.

*) Bfmann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. VIII. S. 309. 310.

Das heilige Blut wird gewöhnlich nach geendigter Messe und Austheilung des Abendmahls von dem Havelberger Domdechanten unter Begleitung brennender Fackeln mit großem Pompe in Prozession zur Kirche herausgetragen. Außen sind bedeckte gewölbte Gänge rings um die Kirche angebracht, innerhalb welcher die Prozession die Kirche umschreitet; die daran Teilnehmenden werden des Ablasses theilhaftig. Am Tage des heiligen Apostels Bartholomäi, wo der stärkste Zufluß aus allen Gegenden stattfindet, hat die große Zahl der Andächtigen weder in noch außer der Kirche Platz. Wenn dann die Prozession beginnen soll und das heilige Blut aus seinem Behältnisse herausgenommen wird, ist das Gedränge fürchterlich, und gewöhnlich werden mehrere Menschen ohnmächtig, die man mit Weihwasser wieder zu sich bringt*).

Die Ungarn haben in dieser Kirche ein ewiges Licht gestiftet. Zur linken Seite in der Kirche steht ein großer Ständer, auf welchem die Ungarn auf ihre Kosten ein so großes und hohes Wachslight unterhalten, daß man es wegen seiner Höhe von der gegenüberliegenden Orgel anzünden und auslöschen muß. Die Kirche hat übrigens drei Orgeln. Schade, daß sie nur einen so niedrigen Turm hat. Offenbar ist die Absicht gewesen, einen recht hohen zu bauen. Ich weiß nicht, wodurch dies verhindert worden, und warum es nur bei der bloßen Anlage geblieben ist. Jetzt ist nur ein unansehnliches, mit schwarzen Schindeln gedecktes Türmchen vorhanden. Doch hat die Kirche ein vortreffliches Geläute und herrliche Glocken**).

So viel habe ich jetzt Gelegenheit gehabt zu beobachten. Es ist Sonnabend. Jedenfalls schreibe ich euch von hier noch einmal, ehe ich weiter gehe. Vale.

Vierter Brief.

Es ist heute Dienstag, und ich bin noch in Wilsnack!

Am Sonnabend gegen Abend machte ich noch die Bekanntschaft des Pfarrvikarius dieser Kirche, Herrn Nikolaus Smet***), eines sehr eifrigen Geistlichen, der mit Begeisterung von dem Heiligtume dieser Kirche spricht. Von ihm erfuhr ich, was mir bis dahin unbekannt geblieben war, daß vor elf Jahren, nämlich im Jahre 1400, ein gewisser Doktor, Johannes Wünschelberg genannt, gegen das heilige Blut geschrieben, was jedoch dem Rufe des Gnadenortes nichts geschadet, da jedermann sogleich die Keterei gemerkt habe †).

*) Küster a. a. D. S. 76.

**) Diese Glocken kamen später unter Kurfürst Joachim II. in den Dom nach Berlin. — Bekmann II. V. Bd. II. Kap. VIII. S. 311.

***) Bekmann, a. a. D. S. 312. — †) Küster, Opuscul. P. XIII. S. 78.

Aber so sehr ich auch geneigt bin, an das Wunder des heiligen Blutes zu glauben, so scheint es mir doch, als ob die hiesigen Geistlichen in übertriebenem Eifer nicht selten zu weit gingen und dadurch der Frömmigkeit schaden. So scheinen dann mancherlei menschliche Schwachheiten mit unterzulaufen, die wohl imstande sind, wankende Gemüther ungläubig zu machen, und es giebt in der That Leute, die da meinen, wenn man an das heilige Blut glauben wolle, müsse man nicht nach Wilsnack gehen. Auch entspricht das Leben der meisten Pilger am hiesigen Orte nicht eben ihrer frommen Beschäftigung. Ungeachtet des vielen Betens und Singens, des Messsehörens und der Prozessionen führen die meisten, Männer und Frauen, ein lustiges, selbst leichtfertiges Leben, ja man könnte sagen, sie verprassen den eben empfangenen Ablass. So sündigen Priester, so Laien, so wird innerhalb, so außerhalb der Kirche gefehlt.

Am Sonntag ereignete sich ein Skandalum, das leicht bedenkliche Folgen haben kann und großes Aufsehen gemacht hat, da es während des öffentlichen Gottesdienstes vorfiel. Ein Bürger aus Prag, Petzko de Ach mit Namen, hatte eine gelähmte Hand und entschloß sich nach Wilsnack zu wallfahrten, um hier Genesung zu suchen. So fest war sein Vertrauen auf die gewünschte Hülfe, daß er bereits in Prag eine Hand von Silber arbeiten ließ, um sie nach erlangter Heilung der Kirche zu Wilsnack als ein ex voto zu verehren. Er kam an, befolgte alle geistlichen Vorschriften, betete, fastete, machte die Prozessionen mit, aber es wollte diesmal kein Wunder geschehen, seine Hand blieb lahm. Da entschloß er sich, wieder nach Hause zu reisen. Der Kirche mußte er natürlich dennoch seine Erkenntlichkeit bezeigen, und da er die silberne Hand einmal mitgebracht hatte, die ihm doch weiter nichts nutzen konnte, so verehrte er sie dem Pfarrer für die Kirche, ungeachtet er keine Hülfe gefunden. Kaum aber hatte er den Pfarrer verlassen, so ward ihm leid, was er gethan hatte. Da ihm kein Wunder geschehen, war er gegen alle Wunder mißtrauisch geworden und hielt die meisten für Pfaffen-
 trug. Es fiel ihm ein, daß der Pfarrer die Hand leicht dazu mißbrauchen könne. Um sich dessen zu vergewissern, entschloß er sich, noch nicht am Freitag abzureisen, wie er dem Pfarrer gesagt hatte, sondern noch einige Tage zu verweilen. Am Sonntag in der Predigt, ruft nun der Pfarrer plötzlich: Vernehmet, andächtige Zuhörer, ein Wunder! Sehet, ein Bürger aus Prag ist durch das Blut Christi geheilet, seine lahme Hand ist gesund geworden, und zum Zeugnis dessen hat er der Kirche diese silberne Hand zurückgelassen. Darauf zog er sie hervor, und zeigte sie der Gemeinde von der Kanzel. Allein der Prager Bürger befand sich unter den Zuhörern, reckte seine lahme Hand in die Höhe, und rief laut: O Priester, warum lügst du so? Sehet hier meine

Hand, sie ist noch so lahm, wie sie vorher war!*) — Welch eine Bewegung diese Worte in der Kirche verursachten, vermag ich kaum zu schildern. Es erhob sich sogar Gelächter, und gar viele äußerten darüber ihre Zufriedenheit und ihren Spott, gleichsam als läge ihnen daran, das Heiligtum zu entwürdigen, auf welches sie doch ihre Hoffnung gesetzt hatten. Kommt nun der Prager Bürger nach Hause, so wird er nicht verfehlen, den Betrug bekannt zu machen. Das wird dem böhmischen Ketzer Fuß Wasser auf seine Mühle sein, wie seinem ganzen Anhange, er wird Lärm schlagen, und daß der Glaube dabei verlieren muß, ist ohne Mühe einzusehen**).

Am Montag habe ich auch in der Sakristei die Handhabung der Sünderswaage gesehen. Ihr wißt, ehrwürdiger Vater, wie viel darüber gesprochen ist und wie mannigfach sie getadelt wurde***). Ursprünglich war sie für das Landvolk eingerichtet, das sich Ablass holen wollte, aber kein Geld zahlen konnte. Da die Geistlichen der Kirche die Einkünfte nicht entgehen lassen wollten, machte der Bischof die Einrichtung, daß die Landleute Lebensmittel statt des Geldes geben sollten, und um jeder willkürlichen Schätzung und allen damit verbundenen Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen, wurde festgesetzt, jeder solle so viel geben als er schwer sei. Deshalb wurde die Waage angeschafft, der Sünder stieg auf die eine Schale, auf die andere wurden die Lebensmittel, Brot, Bier, Speck, Würste, Fleisch &c. gelegt, bis sie niedersank, worauf der Sünder seine Absolution erhielt. Der Sakristan mußte die Abwägung unter Aufsicht eines Havelberger höheren Geistlichen vornehmen, der dabei in dem bischöflichen Stuhle saß, auch übernahm der Bischof wohl selbst dieses Geschäft. Bemittelte zahlen ihre Gebühren in Geld; hat ein Landmann nicht Lebensmittel genug mitgebracht, so ist er ebenfalls genötigt, das Fehlende in Geld zu ersetzen.

Gegen dies ganze Verfahren läßt sich viel einwenden, wie es auch geschieht, und es hat etwas Wunderliches, die Sünden und damit die Strafe der Sünden nach dem Gewichte des Fleisches abzuschätzen. Denn wenn es auch das Fleisch eben ist, das da sündigt, so folgt doch nicht daraus, daß ein großes Stück mehr sündigt als ein kleines, und selbst der gemeine Mann fragt, warum ein wohlbeleibter Sünder mehr bezahlen muß als ein magerer. Es wäre, wie mir es scheint, besser gewesen, man hätte eine zweckmäßigere Art der Abschätzung eingeführt.

*) Küster, Opuscul. P. XIII. S. 77 f.

**) Diese Voraussicht hat sich bestätigt, denn Fuß schlug wirklich Lärm gegen das Wilsnacker Wunderblut.

***) Küster, Opuscul. P. XIII. S. 76. Bekmann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. VIII. S. 310.

Dazu kommt nun noch, daß die Feinde behaupten, es ginge dabei nicht mit Rechten zu; unter der Schale des Sünders sei verborgen ein Strick befestigt, der nicht eher losgelassen werde, als bis auf der andern Seite nach willkürlicher Schätzung weit mehr als die gebührende Menge aufgelegt worden sei. Die Kirche wie der Bischof haben von diesem Gerüchte ihrer Feinde, wie billig keine Kenntnis genommen, und wenngleich ich glaube, ja überzeugt bin, daß das ganze Vorgehen nur erfonnen ist, um dem großen Andrang des Volkes nach Wilsnack zu schaden, der dem Orte gar vielfach beneidet wird, so ist es doch schlimm, daß nicht jeder die Überzeugung hat, es gehe dabei recht und gerecht zu. Ihr wißt, daß man nicht unterlassen hat, Wilsnack seinen Zulauf zu entziehen. Ich erinnere euch nur an Luckau in der Niederlausitz, wo man gern gesehen, daß das Wunder von Wilsnack sich wiederholt hätte. Im Jahre 1390, sieben Jahr nach dem Ereignisse in Wilsnack, brannte Luckau ab. Der dortige Pfarrer fand im Schutt eine, wie er behauptete, wunderbar erhaltene, geweihte Hostie, welche auch in der St. Nikolai-Kirche viele Wunder gewirkt haben sollte. Der Erzbischof Albert in Magdeburg gestattete sogleich am 6. September, daß der Leichnam Christi, nämlich die Hostie, in der Kirche mit geziemender Ehrerbietung von den Christgläubigen verehrt werden möge und erteilte allen Bußfertigen und Beichtenden, die ihre Gebete vor dem heiligen Leichnam in erwähnter Kirche halten, die ihm bei der Messe zum Altar oder um den Kirchhof folgen oder Kerzen, Ornat und andere nötige Dinge schenken oder von ihrem Vermögen etwas an die Kirche vermachen oder andere zu solchen Vermächtnissen bewegen oder sonst ein gutes Werk zur Verbesserung der Verehrung des heiligen Leichnams thun, so oft sie ihn andächtig ansehen und gedachte Kirche an heiligen Tagen besuchen, vierzig Tage für schwere Verbrechen, hundert Tage für erlässliche Sünden und vierzig Tage, also eine Karene von aufgelegten Kirchenbußen Ablaß*).

Ungeachtet dieser bedeutenden Vergünstigungen ist Luckau niemals geworden was Wilsnack ist und war, obgleich man nicht versäumt hat, den Wallfahrten nach diesem Ort durch allerlei ausgestreute Gerüchte Schaden zu thun. Eine gute Sache wird durch solche Mittel nicht leiden, braucht aber auch keiner Täuschungen, um sich aufrecht zu erhalten.

An demselben Montage, nachmittags, sind auch Dietrich und Johann von Quitow mit ihren Frauen hier eingetroffen und bald nach ihnen noch viele Schloßgejessene aus dem Havellande. Wenngleich sie alle als Pilger kommen, so meinen doch viele, daß es daneben auf eine kein Aufsehen erregende Zusammenkunft und gemeinschaftliche Verab-

*) Worbs, Invent. diplom. Lusat. infer. S. 203 f.

redungen abgesehen sei, und ich selber möchte etwas davon glauben, da mir Johann von Quihow heute Vormittag einen Besuch abgestattet hat, den ich nun erwidern will, und er einiges von öfterem Sichwiedersehen fallen ließ. Glücklicherweise bin ich nicht mächtig und reich genug, um für seine weitaussehenden Pläne als ein bedeutendes Werkzeug zu dienen. Am liebsten wäre mir, er ließe mich ganz aus dem Spiel.

Wir haben jetzt die Betfahrswoche und viele Prozessionen. Heute, nach beendigter Prozession, habe ich einen wunderbaren Anblick gehabt. Der Zug hatte sich nach der Kirche zurückbegeben, der Gottesdienst war beendigt, man drängte sich zur Kirche hinaus. Vor mir ging eine Pilgerin, das Haupt nonnenartig wie gewöhnlich mit einem Schleier bedeckt. Ihre jugendlichen Formen verrieten das erste jungfräuliche Alter. Noch auf dem Kirchhofe verlor sie ihren Rosenkranz, ohne es zu bemerken. Ich bückte mich ihn aufzuheben. Unterdessen wurde sie vom Gedränge fortgerissen, so daß ich mich eilends durcharbeiten mußte, um sie wieder zu Gesicht zu bekommen. Ich muß noch bemerken, daß sie aus Andacht barfuß ging.

Als ich nahe genug gekommen war, sprach ich: Fromme Jungfrau, erlaubt mir, euch euren Rosenkranz zurückzustellen, den ihr verloren habt. Sie wandte sich nach mir um und ich erblickte ein so wunderbar ergreifendes Gesicht, wie ich es nimmer gesehen habe. Welch ein zauberhafter, gar nicht zu beschreibender Ausdruck lag in diesem Auge! War es doch, als sähe nicht sie, sondern ein ganz anderes himmlisches Wesen wie in süße Träume verloren und seiner nicht bewußt, daraus hervor. Ich stand wie verzaubert, schaute ihr erstaunt in das Gesicht und das Wort verlor sich von meiner Lippe. Auch sie stand in seltsamer Bewegung da und blickte mich an, dann streckte sie ihre Hand aus und sprach: Dank euch, lieber Herr, für den Dienst, den ihr mir leistet. Aber in demselben Augenblick verzog sie schmerzhaft und erschrocken das liebliche Gesicht und fiel mit einem unterdrückten Schrei in meine Arme, die ich kaum schnell genug öffnen konnte. Ein ernster bejahrter Mann sprang herzu und rief: Maria, was ist dir? — Ich habe mir einen Splitter eingetreten, lieber Vater, antwortete sie mit einer rührenden Stimme, und kann mit dem Fuß nicht auftreten. — Das ist schlimm, war seine Antwort. Was ist nun zu machen? Ich stützte sie noch immer und sie hielt meine Hand unwillkürlich fest. Das ist leicht gesagt, antwortete ich, erlaubt mir fromme Jungfrau, euch nach Hause zu tragen, und ihr, Herr, gestattet es. Es ist nicht weit, junger unbekannter Freund, sagte er, und wir werden euch Dank wissen. So ergriff ich sie denn mit starkem Arm, ihr Odem umspielte meine Wangen, und noch weiß ich selber nicht, wie ich den Weg gemacht habe, denn plötzlich sprach der Vater: Hier in dies Haus hinein, und öffnete die Thür eines

Zimmers, in welchem ich meine, ach so süße Last auf ein Bett setzte. Die Wirtin kam sodann und zog einen langen, gefährlichen Splitter aus dem Fuß. Wunderbare Gewalt des Mitgeföhls. Ich glaube, er hat mich mehr geschmerzt als sie, denn noch jetzt, indem ich daran denke, thut er mir weh. Nach dem sie ihr ein Mittel aufgelegt und Pantoffel angezogen hatte, konnte sie wieder gehen. Ich hatte kein Auge von ihr verwenden können.

Sie bedankte sich nun für die ihr geleistete Hülfe gar freundlich, und mit niedergeschlagenen Augen. Wie lieblich klangen ihre Worte, wie bezaubernd der Ton ihrer Stimme! Daß ich, seit ich sie gesehen, mehr an sie, als an das heilige Blut denke, habe ich mit Schrecken wahrgenommen und sehe einer ernstern Zurechtweisung von euch entgegen. Ja, so weit war ich sogar schon gekommen, daß ich euch gar nicht davon schreiben wollte. Da flüsterte mir mein Schutzgeist zu rechter Zeit noch zu, daß nur eine gebeichtete Sünde vergeben werden könne. So habt ihr denn nun meine Beichte, ehrwürdiger Vater, und ich bitte um eure Absolution. Gern will ich Pönitenz thun, und wenn ihr es für gut findet, lieber noch acht Tage in Wilsnack bleiben und beten. Sonst reise ich am Freitag ab. Vale.

Fünfter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Ich habe euch in meinem letzten Schreiben nicht einmal gesagt, wer sie ist und doch hätte das vor allen Dingen geschehen sollen, denn da ihr sie ohne Zweifel kennt, so hätte ihr liebliches Bild sofort vor euren Augen gestanden, obwohl es in der Vorstellung lange nicht so schön sein kann als in der Wirklichkeit. Vorgestern habe ich sie wieder gesehen. Sie war in der Kirche und betete. War es mir doch als ob mein Gebet auf den Flügeln ihrer Andacht getragen leichter gen Himmel schwebte, froher und vertrauender meiner Brust entstieg. Sie sah mich nicht und ich hütete mich wohl sie zu stören. Wie glücklich machte mich schon der Gedanke, daß mein Gebet und das ihrige zu gleicher Zeit, — ach, vielleicht von einem und demselben Engel vor den Thron Gottes getragen wurden! Auch gestern war sie in der Kirche. Der Vater erblickte mich beim Hinausgehen und lud mich ein ihn zu besuchen, was er schon das erste Mal gethan hatte. Lächelt nicht, ehrwürdiger Vater, aber ich fürchtete mich. Es ist eine ganz eigene Art von Furcht, aber doch nichts anderes. Aber ich faßte mir ein Herz und ging mit. Sie sprach nach Jungfrauenweise mit mir sehr wenig,

aber sie blickte mich oft verstohlen an und wurde jedesmal rot, wenn sie merkte, daß ich es gesehen hatte. Das, habe ich gehört, legen sich junge Gecken immer als ein günstiges Zeichen aus. Ich habe keine Erfahrung in solchen Dingen und weiß es nicht, auch ihr werdet es nicht wissen, es müßte denn aus dem Beichtstuhl sein. Der Vater erzählte mir von seinen Gütern und daß er meinen Vater wohl gekannt habe. Auch er ist der Meinung, daß die Quitzows etwas Bedeutendes beabsichtigen, wie sich mir das auch bei meinem Besuche, den ich Johann machte, bestätigte. Er lenkte das Gespräch auf die Zeitläufte und äußerte, daß man jetzt, wo Siegismund die Mark übernommen habe, bedeutenden Veränderungen entgegensehen könne. Er habe aus Ungarn Nachrichten, — ich vermute durch Gans von Putlitz — nach welchen sich wichtiges vorbereite, wobei leicht die Mark in ihren bisherigen Gerechtigkeiten und Freiheiten sehr geschmälert werden könnte. Es käme jetzt auf ein einmütiges Zusammenhalten aller Schloßgeessenen und guten Mannen mehr als je an. Denn nur dadurch sei es möglich, wirksam den etwa heraufziehenden Sturm zu beschwichtigen, oder wenn es sein müßte, sich ihm mit Kraft entgegen zu stellen. Ich vermochte ihm darauf wenig zu erwidern, da mir noch unbekannt ist, was man auf der einen oder der andern Seite beabsichtigt, er selber aber näheres nicht angab, oder anzugeben geneigt schien. Ich bin im Grunde nicht viel klüger von ihm gegangen, als ich gekommen war. Vielleicht habt ihr nähere Nachrichten und wißt euch seine Reden besser zu deuten. Da ich für jetzt und auf der Fortsetzung meiner Pilgerfahrt wohl schwerlich mit ihm und seinem Bruder zusammenkommen werde, ist es mir ziemlich gleichgültig seine Rede nicht verstanden zu haben. Eine Stunde später habe ich aus einem sehr lieblichen Munde kaum zehn Worte vernommen; aber sie waren für mich zehnmal verständlicher und bedeutungsvoller als seine ganze Rede.

Es ist heute Donnerstag der 21. Mai und Himmelfahrtsfest und ich bin nun eine volle Woche hier. Noch habe ich kein Schreiben von euch erhalten, und so werde ich denn morgen weiterreisen. Aufrichtig gesagt, es ist mir immer, als ob ich hier noch mit meiner Andacht nicht fertig wäre und länger hier bleiben müßte. Mir sind die acht Tage überaus schnell entflohen, es ist fast, als wäre die Zeit hier nicht so lang als anderwärts, und ich habe es mir vorrechnen müssen um inne zu werden, daß ich schon so lange hier bin. Sie bleibt noch drei Tage hier, dann kehrt sie mit ihrem Vater zurück. Ich bin eingeladen, sie auf ihrem Gute zu besuchen, und dort kann mir eure Empfehlung gar nützlich werden, denn ich wünsche die Bekanntschaft mit dem Vater fortzusetzen, der mir sehr gefallen hat, schon weil er der Vater einer solchen Tochter ist. Aber er scheint auch außerdem ein

Ehrenmann zu sein, wie wäre er denn auch sonst euer Verwandter? Doch ich sehe eben, daß ich euch seinen Namen schon zu Anfang des Briefes habe nennen wollen, so mag er denn hier am Ende stehen. Es ist eures Vaters Bruderkind, Peter von Bredow auf Behlevanz, dessen älteste Tochter an einen von Schlabberndorf verheiratet ist. Solltet ihr seine jüngere Tochter Maria nicht kennen? — Ich kenne sie für die Ewigkeit!

Lebt wohl, ehrwürdiger Vater, und laßt mich der Segnungen eures Gebetes theilhaftig werden.

Sechster Brief.

Ehrwürdiger Vater in Christo!

Gestern, als Freitag den 28. Mai, ging ich früh bei Sonnenaufgang mit einem Pilgerstabe und allem, was ich bei mir führe, versehen von meiner Herberge ab. Ich wählte den Weg vor ihrem Hause vorbei. Noch waren die Laden zu, sie lag wahrscheinlich noch in süßem Morgenschlummer. Die Hauswirtin stand vor der Thür. Ich hatte am vorigen Tage von den vielen Händlern, die hier mit Rosenkränzen, Holzbechern, Heiligenbildern und ähnlichen Gegenständen handeln, das schönste Marienbild gekauft, dessen ich habhaft werden konnte. Es war einfach in Gold gefaßt. Ich übergab es der Frau mit der Weisung, es Marien zuzustellen im Namen eines Pilgers, der da bitte, seiner in ihrem Gebete zu gedenken. Doch sollte sie mich nicht näher bezeichnen. So schritt ich, mein bleiernes Wilsnacker Zeichen mit den drei Blutstropfen am Hute zum Perleberger Thore hinaus.

Es war ein wunderbar schöner Morgen. Der Weg zog sich am Abhange eines Hügels hin und dann durch eine Bruchgegend. Noch konnte ich das lebensvolle und doch so ehrwürdige Wilsnack in der Ferne erblicken. Das Bruch war rings von Wald umgeben, der die Landschaft freundlich gestaltete, die durch eine Mühle an der Karthane und jenseits des Bruchs durch den nach Kleetzke gehörigen Hof Karthan belebt wurde. Bald nahm des Waldes ehrwürdiges Dunkel auch mich auf. Gelber Ginster blühte in großen Gebüsch, und in den Wipfeln der hohen Bäume ertönte das eigentümliche Geschrei des Pfingstvogels, der schon die höchsten Zweige erstieg wie eine verzauberte wandelnde gelbe Frucht. Noch hörte ich aus der Ferne das Geläute, welches zu den Prozessionen der Betfahrswoche einlud, und es klang feierlich daher durch die Stille des Waldes, sich mit dem Gesange der Waldvögel verbindend. Wundert euch nicht, ehrwürdiger Vater, wenn ich

euch nichts von diesen ProzeSSIONen geschrieben habe. Kann ich euch darin etwas Neues sagen? Auch habe ich wie die meisten Pilger keine der FeldprozeSSIONen mitgemacht, sondern mich auf die gewöhnlichen in der Stadt beschränkt. Daß der Himmelfahrtstag in Wilsnack sehr feierlich begangen wurde werdet ihr wohl schon vermuten können; aber kirchliche Gebräuche, wenn sie nichts Abweichendes zeigen, euch zu beschreiben, hieße Wasser in den Fluß tragen, darum habe ich es ganz vermieden.

Die herrliche Waldluft hatte etwas sehr Erfrischendes. Hier und da sprang ein Reh oder ein Hirsch über den Weg und unter den Heidelbeeren regte es sich geheimnisvoll und flüchtig. In Erinnerungen an die in Wilsnack verlebten Begebnisse verloren wanderte ich dahin, nur selten in meinen Gedanken gestört. So erreichte ich nach vier Stunden die Stadt Perleberg.

Der Ort gilt als die Hauptstadt der Priegnitz und liegt an der Stepenitz, die sich hier in drei Arme geteilt hat. Die Stadt ist mit einer Mauer und doppelten Gräben umgeben, und in der Mauer befinden sich wohl fünfzig Thürme und Weckhäuser, wodurch sie ein sehr stattliches Ansehen erhält*). Das Dobberzinsche Thor, durch welches ich eintrat, hat einen eigentümlich geformten hohen Turm, der in der Mitte wie zusammengeschnürt erscheint. Darüber wird er wieder dicker und endigt in einer hoch aufsteigenden Spitze. Im Innern zeigt die Stadt nichts Besonderes, doch hat sie einige große Häuser. Ich nahm meine Herberge in der Wollenwebergasse.

Unmittelbar darauf besuchte ich eurer Anweisung zufolge den ersten Pfarrer der St. Jacobskirche, Herrn Matthias Krusemark. Da er zugleich markgräflicher Ziesemeister ist, und als solcher die Ziese**) von den Leuten einzuziehen hat, so konnte er mich erst annehmen, als er sein Geschäft beendigt hatte. Er lud mich zu Tische ein und erteilte seinen beiden Haushälterinnen deshalb die nötigen Befehle. Dann ging er mit mir hinüber zur St. Jacobskirche. Ein nur wenig geräumiger, mit einer Mauer umschlossener Kirchhof umgiebt sie. Das Mittelgebäude ist hoch und vorn mit einem ansehnlichen Turm versehen, der in eine hohe Spitze endigt, welche unten beim Anfang mit vier kleinen Thürmen umgeben ist. Der Chor, dem Turme gegenüber, ist später angebaut, niedriger als die Kirche und trägt am Ende einen kleinen Turm. Auswärts an der Nordseite des Chors ist ein großes Kreuzifix angebracht, und darüber stehen die Worte: Anno Domini 1361 Incepimus struere J. N. R. J., wie denn auch das ganze Ansehen dieses Teils den neuen Ursprung verrät***).

*) Bcfmann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. 1. S. 29f. — **) Eine Abgabe. — ***) A. a. D. S. 31. 32.

Das Innere der Kirche ist würdig und schön, insonderheit ist der Hochaltar, da er vor 50 Jahren erst neu erbaut worden, prächtig verziert. Das Hauptbild enthält eine St. Marienkrönung. Sehr schön hat der kunstreiche Meister, der es gemalt hat, die heilige Jungfrau mit acht Engeln umgeben, und ihnen auf jeder Seite zwei gekrönte Frauen- und Männergestalten zugesellt. Noch weiter zur Rechten steht St. Petrus und neben ihm St. Katharina, zur Linken aber St. Paulus. Oben darüber hat er die Verkündigung Mariä angebracht, so daß die Tafel den Anfang und das Ende der evangelischen Begebenheiten der heiligen Gottesgebälerin darstellt. Die Flügel des Altars zeigen sehr kunstreich die Geschichte des Leidens Christi, von dem Fußwaschen an bis zur Kreuzigung. Oben darüber sieht man die Auferstehung und Himmelfahrt des Heilandes. Auf dem Bilde des Fußwaschens, zunächst über dem Altartisch auf der Evangelienseite (rechts), sieht man zugleich eine Fliege sehr natürlich gemalt, so daß sie allgemeine Verwunderung erregt, und wird dies als das Wahrzeichen dieser Kirche betrachtet. Dem Altar gegenüber, nicht weit von der großen Orgel, steht die mit einem hölzernen Gitter umgebene von Steinen gemauerte Taufe*).

Wir begaben uns zurück nach dem Hause des Pfarrers. Der Tisch war angerichtet und die beiden Haushälterinnen nahmen neben uns Platz. Sie schienen ihr Geschäft sehr wohl zu verstehen. Insonderheit hat mir das erste Gericht ungemein wohlgeschmeckt, nämlich Eier in Fleischbrühe gekocht, welche mit Pfeffer und Safran wohl gewürzt war. Ehn Krujemark sagte mir, daß er dies Gericht im Kloster Dobrilugk kennen gelernt habe, wo es so beliebt war, daß vermöge einer Stiftung jährlich an den Festen Weihnachten, Epiphania, Himmelfahrt Christi, am Pfingst-, Trinitatis- und Frohnleichnamsfest, an den Tagen der Geburt, Reinigung und Himmelfahrt Mariä, am Feste Johannis des Täufers, Petri und Pauli und aller Heiligen jedem Klosterbruder, Novizen sowohl als Mönchen, sie mochten im Krankenzimmer oder im Speisesaal sich befinden, der Pietanzien-Meister zwei solcher Eier darreichen mußte**). Auch glaube ich wirklich, daß diese Speise sehr gesund und nahrhaft ist. Fleischspeisen fehlten, da wir Fasttag hatten.

Nach dem Essen besah ich mir das hiesige Kloster St. Anna, in welchem Karmelitermönche hausen. Es ist ein ziemlich ansehnliches Gebäude, nicht gar weit von dem Dobberzinschen Thor, den sogenannten sieben Bürgen, an der Stepenitz gegenüber gelegen. Über dem Eingange sieht man in einem Gemälde die Verkündigung Mariä abgemalt und zu jeder Seite einen Karmelitermönch mit seinem Bart und in seiner weißen Klosterkleidung. Daneben ist ein Stall gemalt. Die Kloster-

*) N. a. D. — **) Worbs Invent. diplom. Lusat. infer. S. 189.

Kirche ist sehr reich verziert, besonders mit Schnitzarbeiten, Heilige, Apostel und Kreuzifixe darstellend. Gegen Osten von der Kirche ist ein schöner, doppelt gewölbter Kreuzgang mit vielen Denkmälern und Gemälden. Ringsum befinden sich die ansehnlichen Wirtschaftsgebäude und die frommen Väter sind hier wohl aufgehoben*).

Perleberg besitzt auch ein Heiligengeist-Hospital mit guten Einkünften. Das Gebäude steht nahe am Parchimer Thor und ist nicht klein. Die dazu gehörige St. Spirituskirche ist ein hohes Gebäude, gut eingerichtet und hat als Altarbild ebenfalls eine Krönung der Maria. Ihr seht, daß die Perleberger viel auf die Ehre der heiligen Jungfrau halten und ich kann sie darum nur um so mehr loben. — O welch ein süßer Name! — Nächstdem befindet sich noch ein St. Gertrauds-Hospital in der Stadt. Vor dem Parchimer Thor liegt ein St. Georgen-Hospital mit seiner Kirche. Auch in der Stadt an der Ecke der Wollenweberstraße befindet sich noch eine kleine Kapelle zu St. Nikolaus. Eine Kalandsbrüderschaft ist ebenfalls hier vorhanden.

Das ansehnliche Rathhaus liegt am Markt. Auf seinem langen Saal haben an den Jahrmärkten die Gewandschneider und Tuchmacher ihre Waren feil. Auf dem Markt steht ein Roland.

Die Stadt hat die Stapelgerechtigkeit und mitten in der Stadt eine große Waren-Niederlage, wodurch der Verkehr gar sehr gehoben wird. Auch ist die Stadt in der That sehr lebendig und ihre Einwohner befinden sich wohl.

Am Sonnabend, den 23. Mai, früh morgens wanderte ich zum Parchimer Thor hinaus. Es hat einen hohen, viereckigen, bedachten Turm mit vielen Fenstern. Durch ihn gelangt man mittels einer Brücke zu einem Viehhaufe und abermals mittels einer Brücke zu einem niedrigen, viereckigen Turm. Die St. Georgen-Kapelle blieb mir rechts liegen. Der angenehme Weg führte zwischen Weinbergen am Ufer der Stepenitz hin, fast bis gegen Groß-Linde, einem Dorfe zwischen zwei Hügeln. Von hier an wird es etwas öde und führt öfter durch kleine Waldstriche. Das Wetter war heute nicht so freundlich als gestern.

Vor Tangendorf vorbei und durch Tacken führte mich der Weg; links in einiger Entfernung blieb der wüste bruchige Wald Putlitz liegen, der in der Gegend als der Aufenthalt von Räubern gefürchtet ist. Mein Weg ging nicht hindurch. Bei Lockstädt erreichte ich die Stepenitz wieder. Auf der Brücke über dieselbe war eine Glus mit einem Muttergottesbilde gebaut, vor welchem ich meine Andacht verrichtete. Durch das Dorf Mansfeld schreitend erreichte ich mittags das Städtchen Putlitz, dessen Schloß bekanntlich der Stammsitz der mächtigen Familie

*) U. a. D. S. 42. 43.

ist. Die Burg hat ein sehr stattliches Ansehen. Der Ort ist eine gewöhnliche Ackerstadt.

Die Herrschaft ist bekanntlich in Tangermünde. Ich war deshalb nicht willens mich aufzuhalten, sondern nur zu Mittag zu essen. Doch hielt es schwer, etwas zu bekommen. Nachmittags machte ich mich wieder auf und gelangte sonder Gefährde über Tellschow nach Stepenitz und damit nach dem nördlichsten Punkte meiner Wallfahrt. Stepenitz ist ein ansehnliches Dorf an dem hier überaus unbedeutenden kleinen Flusse gleiches Namens, in einer übrigens sehr wasserarmen Gegend, zur Herrschaft Putlitz gehörig. Ihr wißt, ehrwürdiger Herr, daß es ein kleines Cistercienser=Nonnenkloster enthält, in dessen Kirche das heilige Blut, das Ziel meiner Wanderung, aufbewahrt wird.

Ich herbergte im Krüge. Es waren nur wenige Pilger vorhanden. Ungeachtet des großen Heiligtums ist seine Verehrung nicht so groß als die vieler geringeren Heiligtümer. Das macht, es sind nicht viele Wunder bekannt, die es verrichtet hat, und darum regen sich im Volke geheime Zweifel an der Echtheit desselben. Nur der bedeutende Ablass zieht noch immer Pilger hierher, obgleich ihre Zahl mit der nicht zu vergleichen ist, welche Wilsnack besucht.

Eure Empfehlung öffnete mir die Zelle der Domina, welche ich ohne dieselbe wohl nicht betreten hätte. Unsere Unterredung beschränkte sich auf die zunächst liegenden, gewöhnlichsten Dinge und währte nicht lange. Was konnte ich auch mit ihr sprechen? Das Treiben der Welt und die Lage der jetzigen Verhältnisse war ihr unbekannt. Sie war als Kind in das Kloster getreten und hatte seit jener Zeit sich nur um ihr Kloster und die nächste Umgegend gekümmert. Sie wußte weder, ob ein Kaiser regierte, noch wie er hieß. Sie kannte selbst nur einen heiligen Vater Papst, von einem zweiten hatte sie einmal gehört, wußte aber nicht, was aus ihm geworden war. Kurz sie lebte in dieser Beziehung, wie die Äbtissin eines Klosters leben soll, denn ihr Kloster ist ihre Welt.

Sie soll eine strenge Klosterzucht halten; doch sollen einige der frommen Schwestern, die ihre Welt gern bis über die Klostermauern hinüber ausdehnen möchten, ihr viel zu thun geben. Die Bauern wissen manches zu erzählen, das, wenn es wahr ist, ihre Ehrfurcht vor den frommen Schwestern nicht eben steigern kann. Ich besuchte nachher den Pfarrer des Orts und zugleich des Klosters, und morgen beim Gottesdienst werde ich mit den übrigen Pilgern Gelegenheit finden, dem heiligen Blute meine Verehrung zu bezeigen. Ich wünsche euch Heil und Frieden.

Siebenter Brief.

Ehrwürdiger, andächtiger Vater!

Am Sonntag, den 24. Mai, da man in der heiligen Kirche singet Exaudi, lud uns schon früh das Geläut der Glocken zum Gottesdienst ein und wir setzten uns in den Stand, seiner Mahnung Folge zu leisten. Endlich ertönte das volle Geläut und die Gläubigen wandelten dem Gotteshause zu. Ihr wißt, das Kloster ist Marienfließ genannt, und ich kann euch nicht sagen, wie wohlklingend ich den Namen finde. Wie lieblich fließt er über die Zunge! Wie tönt er so silberrein und hell! Was ist es mit dieser geheimen Magie der Namen, warum ist der eine nicht wie der andere? Sind sie doch alle nur Hauch und Schall. — Ach, jeder ist ein Inbegriff von Eigenschaften, die ihn geheimnißvoll umschweben und bei seinem Laut unbewußt in das Gemüt des Hörers einziehen.

Die Messe begann und wurde in gewohnter Weise beendigt. Nach derselben und der Predigt wurde das heilige Blut aus seinem kostbaren Behältnis herausgenommen und vorgezeigt. Ich erinnerte mich bei seinem Anblick der großen Liebe, welche der Herr zu den Seinen getragen, und daß er eben sein Blut vergossen, um keinen derselben verloren gehen zu lassen, daß auch ich einer seiner Erlösten sei und durch die Kraft der heiligen Sakramente sein eigen, und dies gab mir eine so große Freude, daß ich, wenn auch demütig, dennoch fest das hohe Heiligtum anblicken konnte. Wir ehrten es durch eine feierliche Prozession, an welcher auch die tief verschleierten frommen Schwestern teilnahmen, und damit war der Gottesdienst beschlossen.

Das heilige Blut wird in einem Krystallfläschchen verwahrt, dessen unterer Teil davon gefärbt ist. Das Fläschchen ist wiederum in einem kostbaren Behälter enthalten. Es ist des Bluts allerdings nur wenig, allein es kommt dabei auch nicht auf die Menge an. Seine Geschichte ist folgende:

Im Jahre 1250, also vor mehr als anderthalb hundert Jahren, zu einer Zeit, wo das Christentum in diesen Gegenden noch nicht gar lange feste Wurzeln geschlagen hatte, entschloß sich Johann Gans von Butlitz, in seinem Dorfe Stepenitz Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Nonnenkloster Cistercienserordens zu gründen und es mit den nötigen Gütern zu versehen. Dieser seiner aufblühenden und mit Liebe gepflegten Stiftung schenkte er neben andern Heiligtümern auch diese unschätzbare Reliquie. Am Michaelistage 1256 stellte der hochwürdige Erzbischof von Magdeburg, Rudolph von Dingelstedt, eine Urkunde darüber

aus*), in welcher er bekennet für jeden, der da fragen könnte, wie das heilige Blut hierher gekommen, daß, als der erlauchte Fürst, Kaiser Otto die heiligen Örter im Morgenlande besuchte, der Sultan ihm dieses heilige Blut als ein auserlesenes Geschenk verehrt habe. Ein gewisser Edler, der Vertraute und Mitwiffer dieses Geheimnisses, habe heimlich dieses Heiligtum von jenem Orte mit nach Hause gebracht und es Herrn Johann Gans von Putliz dem älteren geschenkt, der es nun den Nonnen in Stepenitz übergeben habe, damit sie es vor allen andern Gaben verehrten, wie es wahren Bräuten Jesu Christi gezieme. Er bezeugt auf Grund vieler Erfahrungen daß Gott durch dieses Heiligtum sowohl an Kranken als Bedrängten viele Wunder gewirkt habe, welche an diesen Ort gekommen seien, um das Heiligtum gläubig zu verehren und demütig um Ablass zu bitten. Er verleiht nun allen, welche dies künftig thun werden, Ablass auf vier Jahre und achtzig Tage, sechzig, vierzig Tage und vier Karenen. Zeugen waren der Bischof von Havelberg Heinrich von Kerkow, Johannes Gans und sein Sohn, Herr Heythenricus, genannt Schutte und die erste Abtissin dieses Klosters Frau Gertrud, sowie die Abtissin Hildesidis. Den Namen Mariensfließ muß es erst später erhalten haben, denn er kommt in der Urkunde nicht vor.

Den Sonntag verlebte ich still in Stepenitz. Ich nahm im Kloster ein Seelenbad. Am andern Morgen ging ich nach dem Städtchen Meienburg, das auf einer hochgelegenen Fläche liegt, auf welcher die Stepenitz entspringt, wie euch bekannt ist. Der Ort gehört denen von Rohr, die daselbst ein festes Schloß besitzen, und der Bischof von Havelberg hatte mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder Hans von Rohr mitgegeben, den ich jedoch nicht zu Hause fand, weshalb ich diesen Weg vergebens gemacht habe. Der Ort hat nur zwei Thore, aber Wall und Mauern, welche die Hansestädte erbaut haben, um sich im Falle der Not auf Reisen und Warentransporten in diesen Gegenden hineinflüchten zu können**). Eine Meile östlich von hier liegt das Schloß und Städtchen Freienstein.

Unverrichteter Sache ging ich von Meienburg ab und wandte mich wieder gegen Süden. Bis Falkenhagen war mit Ausnahme eines Dorfes, durch welches der Weg führte, nichts zu bemerken. Hinter Falkenhagen steigt der Weg einen flachen Berg hinan, von welchem ich die Stadt Pritzwalk in geringer Entfernung vor mir erblickte. Ein Bauer, der sich zu mir gefellt hatte, zeigte mir am Abhange des Berges

*) S. d. Urk. in Buchholz, brandenb. Gesch. II. IV. S. 86. Sie ist nicht, wie Buchholz vermutet, von dem als Zeuge genannten Bischof Heinr. von Kerkow, denn nie erscheint in Urkunden der Aussteller unter den Zeugen.

***) Bekmann, Beschreib. d. Mark Brandenb. II. V. B. II. Kap. VIII. S. 342.

die Stelle, wo vor zwei Jahren fünf Pilger, welche zu Aken und Wilsnack Ablaß holen wollten, von vier Straßenräubern überfallen und nackt ausgezogen worden waren*). Man ertappte die Räuber jedoch und hat sie am Heiligen Dreikönig-Abend gerädert. Die Stelle liegt dem Dorfe Streckenthin gegenüber. Auch jetzt noch ist die Umgegend von Pritzwalk unsicher, und von einer Bande Räuber werden viele schlimme Dinge erzählt.

Die Stadt liegt auf fruchtbarem Boden und nimmt sich sehr gut aus. Ihre festen aus Feldsteinen bestehenden Mauern mit vielen theils viereckigen, theils runden Thürmen und Weichhäusern, die doppelten zum Theil sogar dreifachen Gräben geben ihr das Ansehen großer Sicherheit**). Der kleine Fluß Temnitz oder Dömnitz füllt diese Gräben und macht sie sischreich. Ihre Straßen sind gradener als man sie sonst in der Regel findet und sehen sehr gut aus. Meine Herberge nahm ich auf dem Salzmarkt. Ich war zum Perleberger Thor hereingekommen, das ein ganz ansehnlicher Bau ist. Ein großes schweres Gebäude, oben mit einem niedrigen Turm mit vier Fenstern versehen, öffnet seine Pforte und führt über den ersten Graben. Dann kommt man durch ein Weichhaus und hinter ihm über den zweiten Graben. Nun erhebt sich ein starker viereckiger Turm von fünf Stockwerken mit zierlichen Giebeln, durch welchen man in die Stadt gelangt***). In ähnlicher Weise sind auch das Kemnitzische und Buchholzische Thor bewehrt. Ein viertes Thor hat zu Markgraf Ludwigs des älteren Zeiten der Rat gebaut, mußte es aber wieder zumauern lassen, weil er es ohne Bewilligung der Bürgerschaft gethan hatte, die hier große Rechte hat. Der Thorturm wird jetzt als Gefängnisturm gebraucht und heißt der Fangeturm†).

Ich ging sofort zu dem Propst Niklas Waldenburg, um ihm meinen Besuch und zugleich von eurer Empfehlung Gebrauch zu machen. Er nahm mich freundlich auf und bedauerte gar sehr, daß der erste des Monats schon verflossen und der des kommenden Monats noch fern liege, weil er mich gar zu gern als Gast bei der Versammlung seiner Kalandsbrüderschaft gesehen hätte. Er sprach von dieser Gesellschaft mit großer Freude und schilderte die dabei stattfindenden geselligen Vergnügungen sehr lebendig. Wie überall besteht sie aus Geistlichen und aus Laien, auch Frauen sind Mitglieder. Ihre frommen Zwecke, wie die Feststellungen der für die verstorbenen Mitglieder zu lesenden Seelenmessen, Krankenpflege der Thrigen, Unterstützung Notleidender und Elender beschäftigen sie nur den einen Teil des Abends bei jeder Versammlung. Nachher setzt man sich zu einem fröhlichen Mahle nieder, bei welchem

*) Bekmann a. a. D. S. 142. — **) Bekmann a. a. D. S. 92. 93.

***) Merian, Topographie, Tafel 85. — †) Bekmann a. a. D. S. 126.

es sehr vergnügt zugeht. Ehm Niklas Waldenburg lobte sehr den Wohlthätigkeitsinn der Mitglieder und meinte, daß dieser manches gut mache, was einzelne Mitglieder im Rausche des Vergnügens sich etwa zu Schulden kommen ließen. Doch würde gegen gute Sitte und Ehrbarkeit nicht leicht gefehlt. Bei der letzten Versammlung des Kalands hatte er den ganzen Rat als Gäste eingeladen und es ist dabei hoch hergegangen. Doch hat der Rat ihm zwei Viertel Bieres dazu gegeben*).

Ich besah dann in seiner Gesellschaft die Pfarrkirche zu St. Nikolai. Sie ist von Feldsteinen erbaut und nicht besonders groß, aber von ziemlicher Höhe, überall gewölbt und ruht auf vierzehn runden Pfeilern**). Auch der Turm ist von Feldsteinen aufgeführt bis oben hinauf und mit einer Haube von Ziegelsteinen gedeckt, welche eine zierliche mit Schiefer gedeckte Spitze trägt***). Der Hauptaltar enthält eine schöne Altartafel, nämlich ein mit Strahlen umgebenes Marienbild. Über diesem Bilde befindet sich die Krönung und darüber die Verkündigung Mariä, darüber die Einsetzung des Abendmahls und ganz oben Christi Auferstehung. Zu beiden Seiten der Haupttafel sieht man viele Heilige und Apostel und unter allen ist eine ganze Reihe von Brustbildern gemalt, lauter gekrönte Frauen darstellend. Offenbar hat der Maler sie als anbetende Gesellschafterinnen der heiligen Jungfrau gedacht, wie die Heiligen und die Apostel. An der auswendigen Seite der Flügel des Bildes sieht man die Geburt Christi und die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande sehr lieblich gemalt. Wie demütig neigen sich hier die Weisen und die Könige der Erde vor dem in tiefer Niedrigkeit geborenen göttlichen Kinde, seinem stillen unschuldigen reinen Frieden und der demutsvollen Ergebenheit der unbefleckten Gottesgebälerin! Selbst die unvernünftige Kreatur nimmt schweigend Theil an dieser wunderbaren Huldigung, in welcher der Himmel sich mit der Erde verbindet, und oben darüber leuchtet der Stern, der das Heil der Welt verkündigt. In der andern Abteilung des Flügels ist St. Laurentius mit dem Roste nebst einigen kleineren Bildern gemalt†).

Unfern des Altars befindet sich in einem kleinen Gehäuse eine kleine zwiefache Maria, ebenfalls mit Strahlen umgeben. Das Gehäuse ist mit Lichterspitzen versehen, welche die Gewand Schneider mit Lichtern versehen müssen.

Außerdem hat die Kirche noch mehrere Altäre, namentlich einen von den Kalandsbrüdern gestifteten, dem heiligen Andreas und der heiligen Barbara gewidmeten, einen andern, den die beiden Ritter Eginhard und Berthold von Stüven gestiftet haben, und mehrere andere.

*) Bekmann a. a. D. S. 119. — **) A. a. D. S. 94.

***) A. a. D. S. 109. — †) A. a. D. S. 95.

Nahe vor dem Buchholzischen Thor liegt eine Kapelle zu St. Jacob mit ihrem Kirchhof, welcher unter anderm die bei der Stadt gelegenen Mühlen, die Langebrückmühle und die Pfeffermühle gehören*).

Ein Kloster hat Pritzwalk nicht, wohl aber am Remnitzschen Thor ein Heiligengeist-Hospital und nahe dabei eine Spitalbude oder ein Haus für Aussätzigte (domus leprosorum). In und bei dem Hospital wohnen Beguinen, welche sich der Krankenpflege annehmen. Auch eine Heilige Geistkapelle ist dabei vor hundert Jahren erbaut, in welcher regelmäßig Messe gelesen wird**).

An der Landwehre vor dem Perleberger Thor bei dem Giesendorf-schen Weg befindet sich ein Kalvarienberg, wiewohl er sehr uneigentlich so genannt wird, weil es eine Ebene ist, auf welcher aber mittels Klauen die Stationen des Leidens Christi angegeben sind. Er wird in der heiligen Woche von vielen Andächtigen fleißig besucht, die vor den Stationen ihre Andacht verrichten und im Geiste den Leidensweg Christi mitwandeln.

Als ich zurückkam zu meiner Herberge, rief ein reitender Stadtdiener auf dem Salzmarkt aus, daß morgen die Ratswahl und die Bursprache auf dem Rathause abgehalten würde. Er verkündigte dies innerhalb der ganzen Stadt, damit die Bürger sich darauf einrichten konnten, und ich hoffe, morgen ebenfalls dabei sein zu können.

Damit mein Brief aber nicht zu lang werde, schließe ich ihn hier, und empfehle euch dem Schutze des höchsten Gottes.

Achter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Vorgestern habe ich meinen letzten Brief an euch geschlossen und darum euch manches mitzuteilen. Es ist heute Mittwoch der 27. Mail

Am Montag Abend kamen mehrere Männer gereist, die gesehen zu haben für mich nicht ohne Interesse ist, und nahmen ihre Wohnung in meiner Herberge. Es waren Klaus von Quitow auf Schloß Stavenow, der Better Dietrichs und Johannis von Quitow, der von Wilsnack kam, wo er mit seinen Bettern eine Zusammenkunft gehabt hatte; ferner die durch ihre große Fehdelust und vielen Beutemachereien berühmten und vielfach genannten drei Brüder Hans, Heinrich und Baldwin von dem Krüge. Alle vier waren, wie ich am andern Tage erfuhr, hergekommen, um dem Räte das ihnen gehörige Dorf Giesendorf

*) U. a. D. S. 110. — **) U. a. D. S. 119. 120.

zu verkaufen und mit ihm deswegen zu unterhandeln*). Sie schienen sehr vertraute Freunde zu sein. Ihr Zimmer lag neben dem meinigen, und da die Wand nicht dick und ihre Rede nicht leise war, so konnte ich vieles davon verstehen. Klaus von Quitow schien der ruhigste und gesetzteste von ihnen zu sein. Die Knechte konnten nicht Bier genug hinaufschaffen, und bald machten die Herren einen Höllenlärm. Sie sangen mit schrecklich rauher Kehle Sauf- und Kriegslieder, daß die Fenster dröhnten. Mit jeder Viertelstunde wurden sie tapferer und hielten sich und die übrigen für immer bravere Kerle. Ihre Herzlichkeit nahm zu und äußerte sich in den grimmigsten Flüchen und Schimpfworten, mit welchen sie einander belegten. Es wurde dabei viel auf den Tisch geschlagen, und die aufwartenden Knechte machten immer so eilig wie möglich, daß sie aus der Stube kamen, denn die gefürchteten Herren waren guter Laune, und das ist eine Zeit, wo die Knechte gern zum Stichblatt nicht eben feiner Späße gemacht werden. Auch der Wirt behandelte sie mit scheuer Furcht, denn von ihren tollen und verwegenen Streichen wird viel erzählt.

Am Dienstag Morgen strömte die Bürgerschaft nach dem Ratshause und auch ich eilte dahin. Es ist ein ansehnliches Gebäude, dreifach über einander gewölbt, mit zwei vor das Dach hervorspringenden Giebeln**). Unten wohnen des Rats Diener und werden die Feuerlöschgerätschaften verwahrt. Oben ist ein großer Saal, in welchem die Bursprache abgehalten wird. Daß ich hineingelassen wurde, verdanke ich nur dem Umstande, daß ich mit einem Ratmanne bekannt war, der mich mit hineinnahm. Zuerst legte der bisherige Rat im Saale sein Amt nieder und die Ratmänner legten die Zeichen ihrer Würde ab. Darauf entfernten sie sich in die Audienzstube, und überließen die Bürgerschaft sich selbst. Diese wählte nun den Rat, der aus sechs Bürgermeistern und acht Ratsherren besteht, von welchen der erste Bürgermeister alle Jahre wechselt. Als dies geschehen war, wurden die Ratmänner in Prozession wieder hereingeführt, man machte sie mit der getroffenen Wahl bekannt, sie legten die Zeichen ihrer Würde an und gelobten der Bürgerschaft Fleiß und Treue sowie auch, sie nicht in ihren Rechten und Freiheiten zu beeinträchtigen. Die Bürgerschaft dagegen gelobte innerhalb ihrer Grenzen Gehorsam und schuldige Achtung. Darauf kündigte der Rat an, daß er ein ordentliches Gericht hegen wolle und stellte der Bürgerschaft frei, ihre Angelegenheiten vorzutragen, worauf sich der Rat wieder nach dem Audienzzimmer zurückzog. Nun begann die Bursprache. Was das Wort Bur bedeutet, ist zweifelhaft, schwerlich

*) Der Verkauf kam drei Wochen später, nämlich am 18. Juni 1411 wirklich zu stande. Siehe die Urkunde in Bekmann, Geschichte der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. III. S. 145 ff. — **) Bekmann a. a. D. S. 122.

Bauer, wahrscheinlicher wohl Gefährte, wie in Nachbur (Nachbar), der nahe Gefährte. Das Wort ist sehr alt und mag wohl aus der Heidenzeit stammen. Die Bürger besprachen sich nun über zu wünschende Verbesserungen und Einrichtungen, und wenn sie über eine solche einig waren, ergriff einer einen Stein und warf damit gegen die eiserne Thür, welche die Audienzstube vom Saale trennte*). Dann wurde die Thür geöffnet und eine Abteilung der Bürgerschaft trat ein, um dem Räte das Nötige vorzutragen. Der Rat mußte sie anhören und ihrem Anbringen gemäß das Nötige anordnen, worauf sich die Sendboten wieder zurückbegaben, und neue Besprechungen Wiederholungen des Verfahrens herbeiführten, bis endlich die Bursprache geschlossen wurde. Daß die Bürgerschaft durch diese Einrichtung hauptsächlich viel gewönne, will mir nicht scheinen. Glaubt ihr, daß eine in ihren Interessen besangene Gemeinheit imstande ist, das für das allgemeine Beste Erspriesslichste aufzufinden und zu beschließen? Ich glaube, daß ihr daran zweifelt wie ich, besonders wenn in so tumultuarischer Weise verfahren wird.

Ich besuchte darauf den Ratmann Nikolaus Zarnow und seine Frau Katharine, welche ich beide aus früheren Verhältnissen kenne. Beide nötigten mich für den andern Tag zu Tische. Nachmittags sah ich eine Hochzeit mit an, welche ein Tuchwebermeister feierte. Es sind hier wie an den meisten Orten vom Räte bestimmte Gesetze erlassen, um den übergroßen Aufwand bei Hochzeiten zu beschränken. Die vornehmsten Bürger sollen nicht mehr Gäste bitten, als zu 40 Schüsseln und 8 Schüsseln Drostern (Bedienung). Die Bürger mittleren Standes nur Gäste zu 20 Schüsseln und 4 Schüsseln Drostern, die vom untersten Stande zu 10 Schüsseln Gäste und 2 Schüsseln Drostern. Am letzten Hochzeitsabend dürfen die vermögendsten 12 Schüsseln, die darauf folgenden 8 Schüsseln und die ärmsten 3 Schüsseln geben**). Das ist auch meiner Meinung nach vollkommen genügend, denn mancherlei Gebräuche, welche die Priegnitz mit Mecklenburg gemein hat, machen eine Hochzeit noch immer teuer genug. Rechnet einmal folgende, auch schon bei mittleren Hochzeiten gewöhnliche Schmausereien zusammen, um euch davon zu überzeugen. Es wird nämlich 1. bei der Verlobnis ein Schmaus gegeben, zu welchem Freunde und Bekannte eingeladen werden. Dann folgt 2. der Ingedöms-Schmaus, auf welchem die Mitgift der Braut — ihr Ingedöm — festgesetzt wird, und zu welchem meist alle die eingeladen werden, welche bei der Verlobnis zugegen gewesen waren. Nun kommt 3. der Lichterschmaus. Die Braut nötigt sich nämlich Freunde und Bekannte zusammen, welche ihr die Hochzeitslichter machen helfen, die aus Wachs mittels Mangelhölzern und andern Gerätschaften ver-

*) Beckmann a. a. D. S. 126 f. — **) Beckmann a. a. D. S. 129.

fertigt werden, worauf der Schmaus folgt. Seit kurzem ist dies abgeschafft, und vier Beguinen müssen die Hochzeitslichter machen. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß alte Einrichtungen immer wieder nach einiger Zeit sich eindrängen. Dann folgt 4. das Butterschlagen, wo die Braut sich Bekannte nötigt, ihr die Hochzeitsbutter machen zu helfen, und diese bewirten. Daneben gehen 5. die Bittelfösten. Acht Tage vor der Hochzeit müssen die Gäste durch vier Hochzeitsbitter eingeladen werden, und zwar von einem Ehepaare der Mann besonders und seine Frau ebenfalls besonders. Während dieser Zeit werden die Hochzeitsbitter anständig beköstigt. Nun folgt 6. das Kuchenbacken. Die Braut muß ihre weibliche Verwandtschaft einladen, damit sie ihr den Hochzeitskuchen backen hilft, und sie mit einem Schmaus bewirten. Am Abend vor der Hochzeit erscheinen bei ihr 7. die Brautjungfern, welche ebenfalls festlich bewirten werden. Darauf folgt nun 8. die Hochzeit mit ihren Schmausereien, welche meist einige Tage währt, und endlich 9. die Nachhochzeit, eben jener schon vorher erwähnte Abendschmaus nach der Hochzeit*). Es giebt dabei für das Brautpaar und die Eltern unendlich viel zu essen und zu trinken, unendlich viel zu bezahlen und unendlich viel Ärger und Verdruß, so daß eine Hochzeit, abgesehen von allen übrigen Bedenklichkeiten, schon hierdurch allein eine der halbschwersten Fährlichkeiten des Lebens wird, und die Obrigkeiten sehr recht thun, wenn sie den Aufwand möglichst beschränken, wiewohl es nur schwer gelingen will.

Heute habe ich nun bei Nikolaus Zarnow gegessen, und von ihm noch mancherlei die Stadt betreffende Sachen erfahren. Er und seine Frau Katharina gehen jetzt damit um, ihr vor dem Berleberger Thor belegen Land einem frommen Zwecke zu widmen. Sie wollen daselbst eine Kapelle erbauen, und sie der heiligen Jungfrau Maria, der heiligen Katharina, den heiligen Dreikönigen, dem heiligen Georg und den tausend Streitern sowie allen Heiligen widmen**). Dieser Plan beschäftigt sie sehr lebhaft***). Vor drei Jahren hat man hier in Britzwalk einen Menschen entdeckt, der zu Meienburg falsche Pfennige gemünzt hatte, die er hier ausgab. Die Umstände waren sehr erschwerend, und er wurde verbrannt†). Besser kam vor neun Jahren ein gewisser Thidecke Höppener weg. Er hatte einem Juden Geld geliehen, welches sich als falsch erwies. Es kam heraus, daß er das falsche Geld aus geliefertem Metalle auf der Münze hatte schlagen lassen und es selbst abgeholt hatte. Es hielt schwer ihm zu beweisen, daß er gewußt habe das Geld sei

*) Schröder, Wismarische weltliche Geschichte S. 122.

***) Bekmann, a. a. D. S. 97 f.

****) Im Jahre 1420 wurde diese Stiftung bestätigt und die Kapelle eingeweiht.

†) A. a. D. S. 142.

falsch gewesen. Er behauptete seine Unschuld und erbot sich endlich zu einem Gottesurteil, nämlich ein heißes Eisen zu tragen, was der Rat auch annahm. Allein seine Freunde legten sich ins Mittel und verglichen sich mit dem Räte wegen einer Ausöhnung, nach welcher er der Stadt sechs Mark Silbers geben mußte und davonkam*). Sonst hält man hier scharfes Gericht. Im Jahre 1378 ist einer Namens Bierhals und sein Mitgenosse aufgehängt worden, bloß weil sie eine Tacke gestohlen hatten. Vor acht Jahren hatte eine Frau ein Laken gestohlen. Es wurde ihr deshalb ein Ohr abgeschnitten, und sie aus der Stadt verwiesen. Einer andern, welche vor vier Jahren aus einer Badstube ein Badelaken entwendet hatte, wurde an dem Raak (Schandpfahle) ein Ohr abgeschnitten**).

Der Name der Stadt ist offenbar wendischen Ursprungs und soll von den beiden Wörtern Priz oder Przez, fort und Walk oder Wolf, Wolf herkommen. In frühen Zeiten, sagt man, hat sich eine Anzahl Leute zusammengesunden, um hier einen Ort zu gründen. Damals aber bestand die ganze Gegend aus Wald. Man wollte mit einer Linde den Anfang machen sie auszuroden; aber als man sich ihr näherte, erblickte man darunter einen Wolf, der gemächlich seiner Ruhe pflegte. Man schrie ihn daher an: Prizwalk, fort Wolf! worauf er entfloh; das Wort aber wählte man zum Namen der Stadt***). Das Wappen der Stadt Prizwalk ist ein Wolf unter einer Linde. Oben darüber schwebt ein roter Adler†).

Nikolaus Zarnow lud mich ein, ihn nach dem zwei Meilen von der Stadt entfernten Dorfe Lüchen zu begleiten, wo er diesen Nachmittag hinreiten wollte, weil er dort wegen Ankauf von Getreide ein Geschäft hatte. Ich nahm sein Anerbieten gern an, weil ich dadurch mit der Gegend um so bekannter wurde und es mir Pflicht scheint, daß jeder sein Vaterland so genau wie möglich kennen lerne. Außerdem hatte er mir den Altar der Dorfkirche als sehenswert geschildert, und so machten wir uns in Begleitung einiger Knechte auf den Weg. Unterweges erzählte mir Zarnow eine merkwürdige Geschichte, welche diesem Altar seine Entstehung gegeben hat und die ich euch doch wieder erzählen will.

In Belschland lebte vor mehr als hundert und fünfzig Jahren ein mächtiger Ritter, Luigi genannt, der Ruhm aber auch der Schrecken seiner ganzen Gegend. Tapfer und ruhmbegierig hatte er Teil genommen an den Kriegen seines Vaterlandes und sich große Ehre und einen weit verbreiteten Ruf erworben. Als das wilde Feuer seiner

*) U. a. D. S. 141f. — **) U. a. D. S. 144.

***) U. a. D. S. 89. — †) U. a. D. S. 91. 129.

Jugend nicht mehr so verzehrend brannte, sondern sich etwas gemildert hatte, entschloß er sich, der Einsamkeit seiner Tage abzuweichen und sich zu verheiraten. Eine schöne und edle Jungfrau seines Gaues war es, um welche er warb, die Schönste in weiter Runde, Bertalda geheißen. Aber zugleich freite um sie ein anderer Ritter, nicht weniger tapfer und mächtig als der erstere. Dieser hieß Rinaldo, und letzterer hatte sich sogar schon länger um die Jungfrau beworben als Luigi. Dennoch siegte, wie es wohl zuweilen geschieht, der später Kommende, denn zum Laufen hilft nicht immer schnell sein. Rinaldo hatte sich bis dahin immer noch mit Hoffnungen getröstet und nicht mit Unrecht, denn er durfte sich schmeicheln, die Liebe der schönen Bertalda gewonnen zu haben. Dabei war Bertalda so sanft, so fromm; sie konnte keiner Treulosigkeit oder Falschheit fähig sein. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn daher die Nachricht, daß sie mit Luigi verlobt und diesem zugesagt sei. Kaum vermochte er sich das Leben zu erhalten, denn alle Lebensfreude schien für ihn dahin zu sein. Wohl vermutete er, daß Bertalda nicht gefragt worden sei, sondern daß Luigi sich an ihre Eltern gewandt habe, und daß diese ihm ihre Tochter verlobt hatten. Mit großer Mühe hatte Rinaldo es endlich wenigstens dahin zu bringen gewußt, daß ihm Bertalda eine geheime Zusammenkunft an einem Orte gestattete, wo sie unbelauscht zu sein hoffen durften. Aber sie waren es nicht. Luigi hatte von dem Verhältnisse gehört, in welchem Rinaldo zu Bertalda stand; er hatte deshalb Bertaldas Leute durch Geld und Versprechungen auf seine Seite zu bringen gewußt, und diese hatten ihm die Zusammenkunft verraten. Die wütendste Eifersucht entbrannte in seinem Herzen. Er war unschlüssig, ob er sie nicht alle beide dem Dämon seiner Rache opfern sollte. Da fiel ihm ein Plan ein, von welchem er sich mehr versprach und still und leise schlich er sich aus seinem Versteck von dannen.

Nicht offen wollte er gegen Rinaldo als Feind handeln, denn wessen sollte er ihn anklagen? Aber heimlich wollte er ihn verderben und nötigenfalls seine Braut mit ihm. Darum gab er sich Mühe, Rinaldo unbemerkt fangen zu lassen und sandte gedungene Räuber aus, ihm aufzulauern. Aber dieser war bereits am andern Tage in Pilgerkleidung von dannen gegangen und entfloß so unbekannt und unverfolgt, indem er den Weg nach Norden einschlug, den nicht gern freiwillig ein Wälscher wählte. Einige Tage hoffte Luigi noch immer, Rinaldos habhaft zu werden und seine Rache sättigen zu können. Als er sich jedoch sagen mußte, daß nun keine Wahrscheinlichkeit mehr da sei, ihn aufzufinden, entbrannte sein Zorn auf die furchtbarste Weise; seine ganze Rache wendete sich gegen Bertalda und er verlor sich in düsterem Brüten über unheilswangeren Plänen.

Unter seinen Knechten gab es zwei, welche geübt in den Künsten der Vergiftung, des heimlichen Mordes und jeder im Finstern schleichenden Bosheit waren und deren er sich nach Art seiner Landsleute schon öfter bedient hatte, wenn es galt, einen geheimen Plan der Rache zu vollführen. Aber ihre Kunst wurde noch übertroffen von der eines Mohren, der in seinem Dienste stand. Ihnen vertraute Luigi seinen Plan an und fand sie, wie er erwartet hatte, bereitwillig zur Hülfe. Es kam jetzt nur noch darauf an, eine passende Gelegenheit abzuwarten, um den Anschlag auszuführen, und diese fand sich bald.

Bertaldas Vater hatte eine große Jagd veranstaltet, an welcher sowohl sie als Luigi teilnehmen sollten. Die Umgegend war gebirgig und felsig. Bald riß der Eifer des Jagens die meisten der Gesellschaft hin, sie folgten begierig der Spur des Wildes und achteten wenig auf einander. Unter einem leicht gefundenen Vorwande wußte Luigi seine Braut zurückzuhalten, und bald waren die übrigen ihnen aus den Augen. Sofort faßte er ihren Zügel, und ritt nach der Seite mit ihr ab, wo er wußte, daß er keinen von der Jagdgesellschaft treffen würde. Bertalda dachte anfangs nichts Arges; aber als die Gegend immer wilder und wilder wurde, und die Pferde nur noch mit Mühe kletterten, als der Lärm der Jagdgesellschaft immer entfernter verhallte und zuletzt kaum noch in leisen Hornlauten zu hören war, fragte sie: Wo führt ihr mich denn hin, Luigi? Da verzog sich sein Gesicht zu gräßlichem Hohn, und knirschend versetzte er: Zur ewigen Vereinigung mit eurem treuen Liebchen, wo der Teufel eure Kopulation vollziehen wird. Sie waren eben auf der Höhe angelangt und standen am Rande eines fürchterlichen Abgrundes, einer tiefen Gebirgsspalte, auf deren Grunde die Bäume wie junges Kraut, und ein schäumender Gebirgsstrom, dessen Brausen herauf schallte, wie ein dünner Faden erschien. Der Mohr winkte; ruhe sanft, Liebchen, schrie Luigi und solltest du etwa sinken, so werden dich die Teufel wohl auf ihre Flügel nehmen! Mit Hohngelächter legten die Knechte ihre Hände an Bertalda und stießen sie hinunter. Ein langer gellender Schrei stieg zum Himmel und verhallte im vielfachen Echo der Gebirgswände.

Der Mohr sprach: Laßt uns Bertaldas Pferd nachstürzen, dann glaubt man, sie sei mit dem Pferde dem Abgrunde zu nahe gekommen und hinunter gefallen. Luigi stand blaß und verstört da, er nickte nur seine Bejahung, der gellende Schrei hatte ihn wie Todeschauer durchrieselt. Das treue Pferd folgte seiner Herrin.

Luigi eilte mit seinen Leuten wieder zu seinen Jagdgefährten. Er that gar nicht, als ob er sich entfernt hatte. Auch war er zwar vermisst worden, doch glaubte man, daß er, wie die andern der Fährte eines Wildes nachspüre. Als die Jagd vorbei war und man sich wieder

sammelte, fehlte Bertalda. Man ließ die Hörner erklingen, allein vergebens; kein Ruf führte sie zurück. Man durchsuchte den Wald und fand sie nicht. Die Nacht verging im Suchen, der Morgen kam, und Luigi fing die Sache an zu langweilen. Er wußte die mit ihm Suchenden nach dem Abgrund zu locken und verkündigte endlich, daß er unten im Grunde ein Pferd liegen sehe, und Bertalda hinabgestürzt zu sein schiene.

Auf weitem Umwege suchte man sich der Stelle zu nähern. Man fand Bertaldas Pferd zerschmettert, sie selber war nirgends zu sehen.

Dennoch blieb nun kein Zweifel mehr an ihrem Tode. Man vermutete, sie sei in den Bach gefallen und von diesem eiligen Laufes fortgetragen worden. Sie kehrte nicht wieder und wurde von ihren Eltern tief betrauert. Auch Luigi that, als ginge ihm ihr Tod sehr zu Herzen. Vielleicht war es auch wirklich so, denn das ihn aufregende Gefühl war gesättigt und log seiner schrecklichen That nicht mehr wie vorher eine gefällige Form an. Er wurde zuletzt schwermütig, und nach vielen Jahren stürzte er sich an derselben Stelle in den Abgrund, von welcher er Bertalda hinabwerfen ließ.

Bertalda war nicht tot. Da sie fiel, war es ihr, als ob zwei Engel sie in den Armen hielten und mit ihr hernieder flögen. Sie kam schwebend zur Erde, und verlor sanft in Schlaf gewiegt die Besinnung. Als sie erwachte, fühlte sie ihre Wangen benetzt vom schäumenden Bache. Sie blickte erstaunt um sich, denn sie wußte nicht wo sie war, noch wie sie hierher gekommen. Alle Erinnerung an ihr voriges Leben war verschwunden. Die beiden Engel traten an sie heran und sprachen: Hier darfst du nicht weilen, man trachtet nach deinem Leben. Eile vorwärts! Dorthin, wohin wir zeigen. Und sie machte sich auf und schritt fürbaß durch die Länder und Städte und Dörfer der Menschen, und wer sie sah, gab ihr gern auf ihre Bitte Speise und Trank, denn er erkannte, daß sie vom Geiste getrieben werde. So überschritt sie die goldenen Fluren Belschlands und die himmelansteigenden Grenzen Deutschlands, Osterreichs gesegnete Auen und Böhmens kornreiches Land, und überall erbarmten die Menschen sich ihres Glendes, das sie nicht zu nennen wußte. Als der Mai kam mit seinen Frühlingsblumen und seinem heitern Waldgesang, befand sie sich eines Tages auf ihrem Wege mitten in einem dichten Forst, sie war ermüdet und setzte sich auf einen Erdhügel, wo sie einschlief im sanften Rauschen der Bäume. Beim Erwachen traten die beiden Engel zu ihr und sprachen: Bertalda, du bist genug gewandert. Nicht weiter sollst du gehen, denn hier wirst du Ruhe finden, und bist sicher vor den Menschen. Dann halfen sie ihr eine Hütte aus dichten Zweigen bauen, in welcher sich Bertalda eine Lagerstätte aus weichem Moose bereitete. Und als sie sich umwandte stand vor dem Eingang zur Hütte ein junges Reh und sah sie mit

seinen hellen Augen zutraulich und freundlich an. Es schien noch nie einen Menschen gesehen zu haben, oder es war vielleicht gezähmt und hatte von den Menschen bis dahin nur Gutes erfahren. Es legte Bertalda die Hand und trat zu ihr in die Hütte, die Engel aber waren verschwunden.

Am andern Tage kam eine Köhlerfrau, und brachte ihr einen Topf mit Milch und etwas Brot. Nach und nach kamen auch andere, und brachten der armen Einsiedlerin Speise und Trank um einen Gotteslohn zu erwerben.

So vergingen ihr die Tage still und unbemerkt. Der Herbst kam, und mit ihm wurden die Tage rauher. Bertalda konnte nicht mehr so oft vor ihrer Hütte sitzen, und mußte bereits vor manchem Regenschauer unter ihrem dichten Zweigdache Schutz suchen. Endlich kam wieder ein schöner Tag, und Bertalda saß wieder im warmen Sonnenschein vor ihrer Hütte. Plötzlich vernahm sie Rüdengebell und den Schall eines Horns. Sie wurde aufmerksam und wollte eben aufspringen um sich umzusehen, als ihr geliebtes Reh atemlos herangesprungen kam, um in ihrem Schoße Schutz zu suchen. Hinter ihm jagte eine Meute kläffender Hunde her. Bertalda umfing ihr Reh mit den Armen, die Hunde stuzten und blieben stehen. Da trat ein Jägermann aus dem Gebüsch hervor; als dieser die Jungfrau sah, rief er fast entsetzt: Bertalda, um Gotteswillen, bist du es selbst? Bertalda sah ihn an, und mit einem gellenden Schrei warf sie sich in seine Arme. Rinaldo, rief sie, Rinaldo, ich habe dich wieder! O Gott, wo bin ich, was ist mit mir vorgegangen? Wie bist du hierher gekommen, fragte Rinaldo. Weiß ichs? antwortete sie. Zwei Engel haben mich hergebracht, doch weiß ich nicht wann, noch wie. O mein Kopf ist mir so dumpf, und schmerzt heftig. Doch mag es sein, wie es will, du lebst, und bist gesund, ich habe dich wieder, — das ist mir Seligkeit. Aber o Gott, wenn dich der tückische Luigi findet, da mordet er dich, wie er mich gemordet hat. Rette dich, rette dich, mein Geliebter! Sei nicht bange, sprach Rinaldo, hierher reicht Luigis Arm nicht, hier sind wir vor ihm sicher. — Sind wir denn nicht auf den Besitzungen meines Vaters? fragte Bertalda. — O weit davon, antwortete Rinaldo, komm aber mit mir, du sollst alles erfahren. Jetzt soll dich keine Macht der Hölle mir entreißen, nun wirst du mein Weib.

Bertalda nahm Abschied von ihrer einsamen Hütte und begleitete mit ihrem Reh Rinaldo nach seinem Schlosse.

Rinaldo war als Pilgersmann durch Italien nach Deutschland gegangen. Er floh das Geräusch der Welt und suchte die Einsamkeit. So kam er endlich auch nach der Mark und in die Nähe des Dorfes Lützen, und als er hörte, daß dieses zu verkaufen sei, entstand bei ihm der Wunsch sich hier anzusiedeln. Es lag so entfernt von Städten, daß

er hoffen durfte, in seinen schwermütigen Betrachtungen ungestört zu bleiben, hierher folgte ihm nichts als die Erinnerung an sein verlornes Glück. — Er kaufte das Dorf, er bezog seine neue Wohnung. Verfolgung hatte er nicht zu befürchten, denn niemand kannte seinen wahren Namen, er hatte einen deutschen angenommen. Aber er fand den Frieden nicht, auf den er gerechnet hatte, und tiefe Schwermut füllte sein Gemüt. Seine Diener hingen mit ganzer Seele an ihm und sahen mit Trauer die Lebenskraft ihres guten Herrn dahinwelken. Der Sommer verging, er hatte seine Besitzungen nicht einmal kennen gelernt. Da hatten heute seine Leute, weil das Wetter schön war, durch vieles Zureden so viel über ihn vermocht, daß er zum erstenmale in seinem Forste auf die Jagd gehen wollte. Er ging, und die ihm ehemals so liebe Beschäftigung riß ihn fast unwillkürlich fort. So fand er Bertalda.

Nach wenigen Wochen wurde die Vermählung gefeiert. Bertalda wurde die Pflegemutter aller ihrer Armen. Ihr Leben war eine Kette schöner, wohlthätiger Handlungen und sie wurde von allen ihren Untergebenen wie eine Heilige verehrt. Ihre Ehe war in hohem Maße glücklich, aber kinderlos. Nur fünf Jahre genoß sie dieses Glück, da forderte sie der Tod ab, und an ihrem Sterbebett erschienen die beiden Engel wieder, ihre Seele hinüber zu geleiten in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Rinaldo war untröstlich. Seines Lebens Trost und Freude hatte ihn verlassen. Auch ihm war sie eine Heilige gewesen. Kein Wunder, wenn er auf den Gedanken kam, mit Darstellungen aus ihrem Leben den Altar seiner Kirche zu schmücken. Es war dies allerdings ungewöhnlich, denn nur das Leben von der Kirche anerkannter Heiligen lieferte sonst den Stoff für solche Bilder; allein man wußte, daß er ein Fremder war und sah es ihm nach, weil man glaubte, er folge der Sitte seines Landes. Nur wenige Jahre überlebte er seine Bertalda. Beide ruhen in der Kirche neben einander.

Dies war die Erzählung Nikolaus Zarnows und sie machte mich nicht wenig begierig, die Kirche zu sehen. Als wir in Düren angekommen waren, begaben wir uns sogleich dahin. Der Altar ist überaus künstlich geschnitten und vergoldet, reicher, als man es sonst in Dorfkirchen zu sehen gewohnt ist. Das Altarbild ist in vier Fächer abgeteilt. In dem ersten sieht man Bertalda von Luigi, den Knechten und dem Mohren begleitet, welche sie nach dem Abgrund führen. Sie ist sehr wohlgestaltet und schön gemalt. Im zweiten Bilde erblickt man sie ebenso, aber von zwei Engeln begleitet auf ihrer Wanderung nach Deutschland. In dem dritten Bilde sitzt Bertalda, ebenso wie vorher dargestellt, in einer aus Baumzweigen geflochtenen Hütte, und ihr Reh eilt spielend in ihren Schoß. In dem vierten erblickt man abermals Bertalda mit ihrem Reh, aber

letzteres von Hunden angefallen und verfolgt, daneben steht Rinaldo und bläst auf einem Horn. Es sind sonach die vier wichtigsten Abschnitte ihres Lebens, ihre Wanderung zum Tode, ihre bewußtlose Wanderung ins Gril, ihre Ruhe im Gril und ihr Wiedererwachen zu neuem Leben, ausgewählt und mit vieler Kunst dargestellt worden*).

Nachdem Nikolaus Zarnow sein Geschäft in Tüchen abgemacht hatte, ritten wir wieder heim. Meine Seele war noch voll von dem Gesehenen und Gehörten und es lieferte uns manchen Stoff für unsere Unterhaltung auf dem Wege. Wie so ganz anders interessieren wir uns doch für einen Gegenstand, dessen Geschichte uns bekannt ist!

Als ich nach Hause kam, trieben meine gefürchteten Nachbarn Klaus von Quizow und die drei Gebrüder von dem Kruge wieder bis ziemlich spät in die Nacht einen tollen Lärmen, denn eben jetzt haben sie sich erst zur Ruhe gelegt und ich habe neben diesem Lärmen meinen Brief schreiben müssen. Morgen früh reisen sie ab, ich gleichfalls. Darum gestattet mir nun, diesen langen Brief zu schließen.

Neunter Brief.

Ehrwürdiger Vater!

Heute Donnerstag den 28. Mai bin ich früh morgens von Brißwall ausgewandert. Über Beveringen ging ich nach Alten-Krüßow, einem Dorfe, in dessen unscheinbarer kleiner Kirche ein wunderthätiges Marienbild vorhanden ist. Das Bild selber ist wenig ansehnlich, aber seine Wunderthaten sind weit berühmt, und eine große Menge von Krücken, welche Lahme, die gesund geworden sind, der Kirche überlassen haben, geben nebst vielen andern Geschenken davon Zeugnis**). Man sammelt jetzt Gaben, um von ihnen dem wunderthätigen Bilde dereinst eine bessere und schönere Kirche zu bauen, und es ist aller Anschein vorhanden, daß dieser Plan zur Ausführung kommen wird. Denn ungeachtet die Wunderkraft des Bildes noch nicht gar lange bekannt ist, beträgt der gesammelte Schatz schon eine hübsche Summe²⁶⁾.

Von Alten-Krüßow nicht ganz eine Meile nach Südosten entfernt erheben sich unfern des Dorfes Tschow die Gebäude des Klosters zum Heiligen Grabe, auf welche ich nun zuschritt. Sie liegen in einer angenehmen Gegend auf grüner, von mehreren kleinen Bächen durchzogener Niederung und bilden eine hübsche Gruppe. Das Kloster ist

*) Siehe die Beschreibung dieses merkwürdigen Altarbildes in Bekmann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. III. S. 148. f.

***) Bekmann, Beschreib. der Mark Brandenb. II. V. Bd. II. Kap. III. S. 146.

bei weitem größer und ansehnlicher als Mariensfließ und wird von Cistercienser=Nonnen bewohnt. Die Kapelle, zwei Wassermühlen, eine Schäferei und die Wirtschaftsgebäude, in mehrere Vorwerke verteilt, liegen alle vereinzelt und von dem Klostergebäude etwas entfernt, wodurch das Ganze einen ansehnlichen Umfang erhält.

Das Kloster ist ein ansehnliches, bedeutendes Gebäude mit gegen hundert Zellen. Die Klostermauer umschließt zugleich nach Tschow hin die Gärten. Innerhalb der Ringmauer liegt das Vorwerk zum heiligen Grabe. Die Stiftskirche hat eine ansehnliche Länge und Höhe. Das heilige Grab befindet sich aber in einer abgesondert gelegenen Kapelle. Es ist unstreitig eines der schönsten Klöster der Mark und besitzt bedeutende Güter, Einkünfte und Rechte. Ihm gehört auch das oben genannte Alten=Krüßow, sowie das nahe gelegene Dorf Tschow. Mit vieler Andacht habe ich das heilige Grab beschaут und in Gesellschaft anderer hier anwesender Pilger auch die übrigen Heiligtümer und geistlichen Schätze der Kirche. Merkwürdig sind die Erzählungen über die Entstehung dieses dem Vaterlande zur Ehre gereichenden heiligen Ortes, welche ich bisher nur sehr unvollständig gekannt habe, und da sie euch vielleicht ebenfalls nicht ganz bekannt sind, thue ich wohl nichts Überflüssiges, wenn ich sie euch erzähle.

Es war im Jahre 1285, wo des Nachts in der Kirche des Dorfes Tschow eingebrochen und mehreres kostbare Kirchengerät entwendet wurde, unter anderm auch der Kelch und die Monstranz mit der geweihten Hostie. Der Kirchenraub wurde vollführt, ehe man seiner gewahr wurde, und niemand kannte den Thäter. Es war ein Jude, der sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte. Er hatte das Silbergerät zusammengepackt und flüchtete damit in großer Angst in der Richtung gegen Pritzwalk.

Sein Weg führte ihn am Galgen vorüber. Rasch lief er zu ihm hin, grub unter ihm mit den Händen ein Loch in die Erde, riß die Hostie aus der Monstranz und warf sie mit innerem Erbeben hinein. Dann scharfte er das Loch zu, verwischte die Spuren so viel als möglich und entfloh.

Er ging nach Pritzwalk, erregte aber bald durch mancherlei Unbehutsamkeiten Verdacht. Der Kirchenraub hatte großes Aufsehen gemacht und man beobachtete darum jeden Verdächtigen ungemein scharf. Die Verdachtsgründe häuften sich gegen den Juden und so wurde er gefänglich eingezogen. Dennoch war ihm nichts zu beweisen, er selber aber hütete sich wohl, etwas einzugestehen. Drohungen, Bitten, Versprechungen, alles wurde vergebens verschwendet, er war und blieb unschuldig, obgleich man sich eingestehen mußte, daß er sehr wahrscheinlich der Thäter sei.

Eine ziemliche Zeit verging; man konnte den Juden nicht bestrafen und wollte ihn doch auch nicht freilassen, bis endlich ein pffiffiger und gewandter Kopf, ein Bürger und Tuchmachermeister in Pritzwalk, ihn zum Geständnis brachte, freilich aber nicht, ohne eine Unredlichkeit zu begehen, die ihm und ohne Zweifel vielen erlaubt schien, weil sie gegen einen Juden angewandt wurde. Er verkleidete sich nämlich als Priester und kam unter dem Vorwande, den Juden zu bekehren. Der Priester hatte sich durch die Versicherung, daß er alles was ihm anvertraut würde, unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses verwahren müsse, in das Vertrauen des Juden gedrängt, und diesem erzählte er schließlich, wie er den Raub ausgeführt und wo er die Hostie gelassen. Jetzt wußte man was man wissen wollte. Wie erstaunte der Jude, als sein Priester sich in einen Bürger, sein Vertrauter sich in einen Verräter verwandelte! Ich weiß nicht, ehrwürdiger Vater, ob der Bürger gerade unrecht gehandelt hat, denn Kettern, geschweige Ungläubigen, braucht man, wie die heilige Kirche lehrt, keine Treue zu halten; aber lieb ist es mir doch, nicht an seiner Stelle gewesen zu sein; es ist etwas in meinem Gefühle, das sich mit diesem Verfahren, auch gegen einen Juden, nicht vertragen will. Der Verbrecher wurde gerädert, die Hostie aber unter dem Galgen auf-gegraben und mit großem Gepränge nach Pritzwalk zur Kirche gebracht. Sie war blutig und wo sie gelegen, war das Erdreich ringsum mit Blut getränkt.

Wider Erwarten machte die Sache weniger Aufsehen, als man hätte vermuten sollen. Selbst der Bischof Heinrich von Havelberg erwies sich sehr lau, wahrscheinlich, weil das heilige Blut noch keine Wunder gewirkt hatte. Die Vorstellungen und Bitten des Pritzwalker Pfarrers Werner, in der Sache etwas zu thun, fruchteten wenig, ohne thätige Hilfe des Bischofs war aber nicht daran zu denken, die Kirche in Aufnahme zu bringen, ungeachtet Werner that, was in seinen Kräften stand, die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf sein Heiligtum zu lenken. Einmal ritt der Bischof von Havelberg von seinem Schlosse zu Wittstoc nach Pritzwalk. Als er in die Nähe des gedachten Galgens kam, wurde er plötzlich krank, sodaß er nicht zu Pferde bleiben konnte und absteigen mußte. Er geriet in Angst; daß es gerade an dieser Stelle geschah, schien ihm bedeutungsvoll und er gelobte sofort, das Sakrament zu besuchen, denn bis dahin hatte er es noch nicht einmal gesehen. Kaum hatte er sein Gelübde ausgesprochen, so war er auch ebenso schnell gesund. Jetzt hatte er selber die Wunderkraft desselben erfahren und zweifelte länger nicht. Tief ergriffen ging er auf den Galgen zu, nach der Stelle, wo die Hostie gelegen. Sowie er dort angekommen war, umleuchtete ihn die Klarheit des Himmels; begeistert blickte er aufwärts und sah den Himmel offen und den Herrn mit den himmlischen Heer-

scharen. Die Stelle ist heilig wo ich stehe, rief er, hier ist Gottesland, hier ist der Himmel offen; hinfort soll sie nur dem Dienst des ewigen Gottes geweiht sein! So beschloß er, eine Kapelle, nämlich die noch hier stehende, an dieser Stelle zu bauen und ließ sofort Anstalten dazu treffen, da das Land Eigentum des Bistums war. Die Kapelle erhob sich und Werner von Pritzwalk mußte im Jahre 1287 die Hostie mit großen Feierlichkeiten dahin zurückliefern.

An derjenigen Stelle in der Kapelle, wo die Hostie gelegen hatte, grub man ein Loch und deckte es mit einem Stein zu, auf welchem eine Inschrift in kurzen Worten die Begebenheit verkündigt. Diese Stelle ist es, welche man das heilige Grab nennt. Welch eine merkwürdige Verwandlung hat sie erlitten! Früher unheilig und verachtet, wird sie jetzt von Tausenden verehrt und ist der Gegenstand großer und zahlreicher Wallfahrten.

Markgraf Otto der Lange hatte von dem Wunder gehört, wollte aber nicht daran glauben. Zwei Jahre später kam er in diese Gegend und sah sich neugierig die Kapelle an, ohne daß sein Glaube gestärkt worden wäre. Aber die Gegend gefiel ihm wohl und er meinte, es müsse sich gut darin wohnen lassen. Der Bischof schlug ihm vor, ein Kloster hier neben dem heiligen Ort zu errichten. Er wollte nichts davon wissen und meinte, ein Schloß wolle er daselbst bauen, das würde hier wohl gelegen sein. Darauf beschloß er ein Gastmahl zu halten und befahl, dazu die von dem Volke dargebrachten Opfer zu verwenden*). Sein Plan, ein Schloß hier zu bauen, beschäftigte ihn sehr lebhaft und er sprach darüber mit seinem Gefolge viel und mancherlei. Als man sich zu Tisch setzte und die Speisen aufgetragen waren, fing er von neuem an, davon zu reden. Plötzlich aber verwandelten sich die Speisen in Blut, daß er entsetzt aufsprang und vor Staunen kaum zu Worte kommen konnte. Er wußte sich den Vorfall nicht zu deuten, obgleich ihm der Bischof sagte: Gott schiene an seinem beabsichtigten Schloßbau kein Wohlgefallen zu haben. In der Nacht aber erschien ihm im Traum ein Engel und verkündigte ihm, daß er um seiner Seele Seligkeit willen kein Schloß, sondern ein Kloster bauen solle. Jetzt wankte er nicht mehr. Er ließ schon am andern Tage Anstalten zum Bau machen und bald stand es in seiner Größe und Schönheit da. Die ersten Nonnen kamen aus dem Kloster Neuendorf. Sie trugen anfangs graue Kappen, wie die Bernhardinerinnen. Das Tuch wird von dem Tuchmachergewerk in Pritzwalk genommen, um dadurch die Verdienste, welche sich jener Tuchmacher um das Kloster erworben, zu belohnen. Die Bischöfe von Havelberg aber sind von jeher große Wohlthäter dieses Klosters gewesen und

*) Garcaeus, edit. Krausii S. 93.

die meisten Güter verdankt es ihrer Begünstigung, die um so größer ist, als das Kloster in der Nähe ihrer gewöhnlichen Residenz Wittstock liegt*).

Es war dies der letzte Gnadenort, den ich auf meiner diesmaligen Pilgerfahrt zu besuchen hatte. Die Orte, welche ich nun noch zu sehen gedenke, besuche ich mehr, um sie zu sehen, als andächtiger Zwecke halber. Meine Wallfahrt im engeren Sinne ist glücklich vollbracht und ich habe Gott dafür am heiligen Grabe recht innig gedankt. Sodann machte ich mich gegen Abend auf und ging über Tschow noch die eine Meile hierher nach Wittstock, von wo ich euch diesen Brief schreibe, den ich mit den frömmsten Wünschen für euch schliesse.

Zehnter Brief.

In Gott ehrwürdiger Vater!

Vorgestern am Donnerstag Nachmittag, den 28. Mai, bin ich hier in Wittstock angekommen und habe von der mir erteilten Erlaubnis des ehrwürdigen Bischofs Otto von Rohr Gebrauch gemacht, ihn zu besuchen, worauf er mich sehr freundlich empfangen und bei sich behalten hat, so daß ich nun auf dem Schlosse wohne. Die Stadt liegt in einer Niederung an der Dosse, welche hier den kleinen Bach, die Glinze aufnimmt. Sie hat von außen ein hübsches Ansehen, weil sie von einer turmreichen Mauer und dreifachen Gräben umgeben wird. Unter ihren Gebäuden macht sich vor allen andern das prächtige bischöfliche Schloß bemerklich, der Lieblingsitz der havelbergischen Bischöfe, wie denn die ganze Stadt dem Bischofe gehört. Ich beschreibe es euch zuerst, denn da ich darin wohne, ist es mir natürlich das nächste.

Das Schloß besteht aus mehreren sehr unregelmäßig an einander gefügten Gebäuden von sehr verschiedener Höhe, Größe und Ansehen**). Neben den Gebäuden erheben sich viele viereckige oder runde Türme, ebenfalls in Höhe, Dicke und Bedachung sehr verschieden. Einige davon sind sehr groß und ungemein stark. Ein dicker runder Turm ist überaus schön gebaut und von vortrefflichem Ansehen. Das Schloß liegt am Ende der Stadt und gehört zu den festesten und ansehnlichsten Schlössern der Mark. In einem der runden Türme soll der Sage nach das Silbergeschirr des Bischofs aufbewahrt werden.

Prächtig und schön sind die Gemächer im Innern des Schlosses

*) Buchholz, Brandenburgische Geschichte II. II. S. 229. f.

**) Bekmann, Beschreib. d. M. Brandenb. II. V. Bd. II. Kap. VII. S. 252.

eingerrichtet. Darin verdankt es sehr viel dem verstorbenen Bischofe Johann von Wepelitz, der große Kosten darauf verwandt hat, seinen Lieblingsitz seinem feinen Geschmacke und dem anzupassen, was er in andern Ländern Schönes gesehen hatte, und es war dessen viel gewesen. In der That darf sich das Schloß sehen lassen, und kein Fürst wird sich darin anders als behaglich fühlen. Die prächtig gewölbten Zimmer sind mit Bildhauer- und Schnitzarbeit, sowie mit schönen Malereien köstlich verziert, reiche Vergoldungen ergötzen das Auge und der Farbenglanz der buntgemalten Fenster ist über alle Beschreibung schön. In einem großen Saale, welcher der Sommersaal heißt, ist auf Kalk ein ganz gleiches Bild gemalt wie in der Kathedralkirche zu Havelberg, wenn man aus dem hohen Chor gleich links gegen Mittag in den Kreuzgang tritt, wo viele Bischöfe und Kanonici begraben sind. Es stellt den Kaiser Otto, den Stifter des Havelbergischen Bistums vor, gekleidet in den Purpurmantel mit der Kaiserkrone; in seinen Händen hält er eine überaus schön gemalte Kirche, welche er demütig der heiligen Jungfrau Maria darbietet, an deren Busen das Jesuskindlein ruht*). Dem Kaiser zur Seite steht ein Kurfürst von Brandenburg im kurfürstlichen Kleide. Etwas weiterhin sieht man drei Bischöfe in ihrem Dronate, wovon der erste den Erzbischof Nortbert von Magdeburg, der zweite den ersten Bischof von Havelberg, namens Udo, der dritte den zweiten Havelbergischen Bischof Huldreich vorstellt. Hieran schließen sich die Bildnisse der folgenden Bischöfe, deren Namen dabei angegeben sind, bis auf Heinrich I. Der gedachte Bischof war der sechzehnte, und 1270 gestorben. Die Bildnisse der folgenden Bischöfe bis auf den jetzigen befinden sich in einem andern Saale.

Übrigens ist das Schloß schon vom Bischof Johann I., der 1312 starb, sehr vergrößert und verbessert worden. Deshalb steht auch, wenn man über die Brücke zum Schlosse eingeht, über dem Thore sein künstlich in Stein gehauenes Bildnis mit der Unterschrift: Johannes D. G. Eccles. Havelb. Episcop. 1312. Von ihm rührt das bischöfliche Gemach her**).

Ganz besonders schön aber ist die von Johann von Wepelitz 1399 erbaute Kapelle, die allerdings klein ist, da sie nur für seine Privatandacht dienen sollte. Nichtsdestoweniger ist sie vielleicht das schönste Bauwerk der ganzen Mark. Ich habe mich nicht satt daran sehen können. Sie befindet sich in einem eigenen, dicht an das Schloß stoßenden Gebäude, das in der Tiefe einen Balkenkeller hat. Zu ebener Erde über demselben befindet sich ein aus Mauersteinen erbautes Gewölbe, welches die darüber gelegene Kapelle trägt. Diese ist ganz aus

*) Küsteri Opusc. Tl. XIII. S. 49. — **) Küster a. a. D. S. 64.

Quadersteinen ausgeführt und vortrefflich mit herrlichen Gurtbogen gewölbt. Oben ist die Decke eben, so daß man darauf spazieren gehen kann, indem kein Dach angebracht ist. Wohl aber geht ringsum ein Geländer. Das Regenwasser wird durch steinerne Drachenköpfe abgeleitet, welche am Rande des Geländers an dem Gebäude herauspringen. Im Innern gewährt die Kapelle einen herrlichen Anblick, obgleich ihre Breite 16 Fuß nicht überschreitet. Die schönen steinernen Wände aus Quadersteinen sind künstlich ausgearbeitet und geglättet. Schön gerundete Stäbe laufen hinauf bis zu den Kreuzgewölben der Decke, wo sie in Knäufen endigen. Zwischen den Fenstern stehen trefflich gearbeitete und vergoldete Bilder der Heiligen in einer fortlaufenden Reihe zu beiden Seiten und über jedem ist eine vergoldete rosenartige Figur angebracht. Ähnliche Vergoldungen zeigt auch die prächtige Decke. Die Fenster haben vortreffliche Glasmalereien, welche das Licht in unendlich vielen Farben auf die glänzenden Vergoldungen werfen, von denen es zauberisch wiedergespiegelt wird. Welch einen herrlichen Eindruck der Altar mit seinem künstlichen Schnitzwerk, seiner reichen Vergoldung, seinen trefflichen Gemälden und seinen Schätzen an silbernem kostbaren Geräte macht, möget ihr hiernach schon von selber entnehmen. Die Orgel ist dem Ganzen angemessen nur klein, aber von schönem Tone. Die Kleinheit dieser Kapelle giebt ihrer wohlthuenden Pracht etwas ungewein Heimliches, und neben dem Gefühle des Behaglichen doch das eines erhöhten schöneren Lebens. Was man sieht, ist vollendet, alles kündigt an, daß es dem Höchsten dienen will und da es uns so nahe gebracht ist, so ist es, als ob ein jedes uns diesen Wunsch ins Ohr flüsterte. Die Einstimmigkeit desselben stimmt unser Herz feierlich und gießt eine so sonntägliche freundliche Stille in das Gemüt, daß man zögernd und ungerne sich entschließt die Kapelle wieder zu verlassen. In dankbarer Anerkennung der Verdienste des verstorbenen Bischofs hat der jetzige ehrwürdige Bischof, sein Nachfolger, ihm in der Kapelle einen Gedächtnisstein errichten lassen, der die Inschrift trägt: Anno Domini MCCCLXXXIX Venerabilis in Christo Pater et Dominus, Dominus Johannes Episcopus Ecclesie Havelbergensis XXVII. hanc Kapellam edificari fecit in honorem gloriose Virginis Marie sanctorumque Constanti et Laurentii Martyrum, orate pro eo. Die beiden zuletzt genannten Heiligen Constantius und Laurentius sind die Schutzheiligen des Stiftes und darum auch am Eingang des Schlosses über dem einen Thore angebracht. In Stein ausgehauen nebst der Jungfrau Maria sieht man sie dort, mit der Angabe ihrer Namen. Ein Bischof kniet vor ihnen und über ihm stehen die Worte: orate pro me. Es muß Verwunderung erregen, so schöne Arbeiten hier ausgeführt zu sehen, da man kaum begreift, wo der Bischof Johann die Arbeiter

hergenommen hat, wie denn auch viele Arbeiten im Dome von Havelberg, die er hat ausführen lassen, eine hohe Kunstfertigkeit bekunden, z. B. die im Chor der Domkirche in Stein gehauene Passion Jesu Christi. Wahrscheinlich sind Ausländer mit dabei thätig gewesen*).

Es ist nicht zu leugnen, daß das ganze Leben hier auf dem Schloß etwas Großartiges hat. Die Menge von Dienerschaft, die vielen im Dienste begriffenen und ab- und zugehenden Geistlichen, in Lehns- und andern Angelegenheiten den Bischof aufsuchenden Herren, Ritter und Mannen, wie sie auch bei euch nicht fehlen, nehmen sich doch in dieser Umgebung gar gut aus und verbreiten in den weiten Räumen des Schlosses viel Bewegung. Auch wird das Schloß selten von Gästen ganz leer, und auch jetzt sind, außer mir, deren mehrere anwesend.

Ich habe noch gestern die Stadt besehen und dazu auch den heutigen Morgen verwendet. Die Stadtkirche ist dem heiligen Martin geweiht und nicht groß. Ihr Schiff wird von acht Säulen getragen**). Für die starke Gemeinde ist sie fast zu klein und man wird bald auf ihre Vergrößerung Bedacht nehmen müssen. Der Turm ist einer von den ansehnlichsten und höchsten des Landes***). Schade, daß er bei dem Erdbeben in der Bartholomäusnacht des vergangenen Jahres auf der Nordseite einen großen Riß erhalten hat, der seine Dauer sehr gefährdet†). Die zweite Kirche ist die Heilige Geistkirche, neben welcher auch ein Hospital steht. Sowohl Turm als Kirche sind niedriger als die Martinskirche. Bemerkenswert ist mir der Altar dieser Kirche seiner reichen Zusammensetzung und seiner vielen Gemälde wegen gewesen. Auch ist das Hauptbild ein merkwürdiges Bild, indem es die Krönung der heiligen Jungfrau durch die heilige Dreifaltigkeit darstellt. Gott der Vater ist in Gestalt eines alten Mannes abgebildet. Neben ihm der Erlöser, welche beide die Krone über der heiligen Jungfrau halten. Oben schwebt der heilige Geist als Taube nebst zwei Engeln. Über dem Kopf Gottes des Vaters steht: Salvator mundi salva nos, unter seinem Kopf und Bart: Beata Trinitas, und weiter unten: Unus Deus. Rechts steht die heilige Anna mit ihren beiden Kindern, links eine andere gekrönte Frau. Unten hat der Maler die Bilder vieler Kinder angebracht. Dies ist das Mittelbild des Altars. Unter ihm befinden sich fünf Bilder in einer Reihe. Das mittelfte stellt den Heiland vor; zwei andere einen Papst und einen Kardinal, die beiden äußersten zwei Bischöfe. Sollen dies vielleicht die vier Evangelisten sein? In der Marienkirche zu Müncheberg soll man sie in ähnlicher Weise abgebildet sehen. Über

*) Bekmann, Beschreibung der Mark Brandenburg II. V. Bd. II. Kap. VII. S. 253. Küsteri Opusc. Tl. XIII. S. 82.

***) Bekmann a. a. D. S. 254. Küster a. a. D. S. 82.

****) Bekmann S. 260. — †) Bekmann S. 263.

Dem Hauptbilde steht ein umstrahltes Marienbild, zur rechten Johannes der Täufer mit dem Lamm, zur linken Johannes der Evangelist. Über diesem Bilde zeigt sich in der dritten Abteilung der Höhe noch einmal das Bild der heiligen Anna und ganz oben ein kleines Kreuzifix mit der heiligen Maria und St. Johann. Zur rechten Seite des Altars steht das Bild des heiligen Martinus als Patron der Kirche, zur linken der heilige Christoph. Daß das Ganze einen sehr reichen Anblick gewährt, mögt ihr hieraus schon abnehmen. Er wird aber noch vermehrt durch die Bilder, welche sich auf den Flügelthüren der Gemälde befinden. Auf den Thüren des Hauptbildes sind innerhalb die zwölf Apostel gemalt mit ihren Marterinstrumenten. Auswendig rechts Gott der Vater, der Welt das Kreuzifix zeigend, links Maria mit dem Monde zu ihren Füßen, zwei Engel halten eine Krone über ihrem Haupte. Auf dem äußersten rechten Flügel St. Christoph, auf dem äußersten linken St. Georg, wie er den Drachen ersticht. — Die Flügel des umstrahlten Marienbildes enthalten vier kleine Heiligenbilder*).

Auf dem sogenannten Werder, nahe an dem Arm der Dosse, der durch die Stadt geht, liegt das St. Annen-Hospital, ein kleines Gebäude in einer sumpfigen, im Frühjahr oft von Wasser überschwemmten Gegend, und vor dem Kyriker Thor die St. Georgen-Kapelle, welche aber nichts Merkwürdiges enthält als ein Altarbild, den heiligen Georg vorstellend. Die Kapelle besitzt viel Ablassbriefe**).

Das Rathhaus steht auf dem Neuen Markt, ist indessen nicht bedeutend. Außerdem besitzt die Stadt auch ein Kaufhaus. Der Thore sind drei, nämlich das Kyriksche, Rübelsche und Gräperthor, sämmtlich mit Thürmen, auch ein zugemauertes Thor ist, wie in vielen Städten der Mark, vorhanden.

Die Stadt ist vom Bischof Wilhelm zwischen 1219 bis 1244 angelegt, und zwar in einer Weise, daß die Einwohner des Dorfes Dosse südlich von der Stadt dahin versetzt wurden, was zu der Sage Veranlassung gegeben, sie hätte früher auf einer andern Stelle gelegen***).

Anderthalb Meilen nordöstlich von Wittstock liegt ein Dorf im Walde Bezunt, der Drans oder Dranssee genannt, welches dem Kloster Amelungsborn nebst mehreren andern Dörfern im Lande Turne gehört, wie Schweinrich, Sevekow, Klein-Berlin und andere, nebst Seen, Wäldern und Wiesen. Das entfernte Kloster läßt diese Güter durch einige in Dranssee stationierte Mönche seines, nämlich des Cistercienserordens, verwalten. Euch ist nicht unbekannt, wie große Verdienste die Cisterciensermonche um die Kultur unserer Gegenden haben und wie

*) Bekmann a. a. D. S. 254.

***) Bekmann a. a. D. S. 269. Küster a. a. D. S. 63.

****) Bekmann a. a. D. S. 251.

geschickt sie in der Landwirtschaft und allem, was dazu gehört, sind, so daß nicht selten der Adel Cisterciensermönche berief, um seine verfallenen Güter wieder in Aufnahme zu bringen. Ihr wißt, daß diese Mönche ihre Güter nicht verpachten, sondern selbst verwalten müssen, weil ihre ältesten Vorschriften ausdrücklich verlangen, daß sie sich ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit selber erwerben sollen*). Dennoch bringen jene Güter bei Wittstock jetzt so wenig ein, daß nur zwei Mönche daselbst leben können; früher waren deren vier bis fünf hier. Sie wohnen auf dem Mönchhofe, ein Feldweges von dem Dorfe Dranse**). Zwei Meilen nördlich von Wittstock besitzt das Kloster Kampen am Rhein ähnliche Besitzungen in der Lieve oder dem Lande Biperow, welche es durch zwei Mönche verwalten läßt, die zu Roze***) bei Bredenhagen wohnen†). Es ist vorauszusehen, daß beide Klöster diese Besitzungen werden veräußern müssen, da sie ihnen in solcher Entfernung nichts einbringen.

Es ist Mittag und ich will heute noch Kyritz erreichen, weshalb ich meinen Brief schließe und euch dem Schutze Gottes empfehle.

Elfter Brief.

Ehrwürdiger, andächtiger Vater!

Wie ich euch gemeldet habe, reiste ich am Sonnabend den 30. Mai, mittags von Wittstock ab. Es war die Vigilia vor Pfingsten oder der Heiligabend. Ich wanderte zum Kyritzer Thore hinaus und vor der St. Georgen-Kapelle vorbei. Rechts blieb mir der Scharfenberg liegen, auf welchem drei Windmühlen stehen, links fließt die Dosse. Nach einem Wege von einer guten Meile kam ich durch das Dorf Herzprung. Vor dem Krüge hielt ein Mann zu Pferde in der Tracht eines Bürgers mit einem Frauenzimmer und trank. Neben ihm stand ein fahrender Priester und ein Franziskaner-Mönch. Wir beschloßen, größerer Sicherheit wegen zusammen zu reisen, wogegen ich um so weniger etwas hatte, als das Frauenzimmer einige Ähnlichkeit mit Maria von Bredow hatte, und ihr Anschauen mir süße Erinnerungen und Träume zurückrief. Der Bürger hielt vor dem mit Wein umrankten Fenster der Schenkstube, durch welches ihm der neugefüllte Krug von der Schenkwirtin herausgereicht wurde. Der Franziskaner saß unfern davon mit vollem Krüge reitend auf einem Baumstamme, mit sehr vergnüglichem pausbäckigem Gesichte,

*) v. Ledeburs Archiv. II. 8 S. 309. — **) Bekmann a. a. D. S. 303.

***) Jetzt Mönchhof. — †) v. Ledebur a. a. D. S. 320. 321.

daß er fast aussah, wie ein Bacchus in der Kutte. Das Mägdlein war vom Rosse abgestiegen und saß unfern von ihm auf einem Blocke, unterdessen ihr Rosß an einen Pfeiler der vor dem Hause befindlichen Laube angebunden war. Der Mönch unterhielt sich mit ihr auf geistlich galante Weise, und seine funkelnden Augen verrieten nur zu deutlich, wie wohl sie ihm gefiel, während sie ohne Arg mit Anerkennung seiner geistlichen Würde demütig antwortete. In dem Gesichte des Vaters lag viel Biederkeit, aber manche seiner Äußerungen verrieten eine seltene Grobheit, die wunderbar genug weniger verletzte, als man es hätte glauben sollen. Nachdem man sich hinlänglich gelabt hatte, wurde aufgebrochen. Wir Fußgänger wanderten neben den Reitenden einher. Letztere beide waren ein Bürger aus Wittstoc mit seiner Tochter, welche das Pfingstfest bei Verwandten in Kyritz verleben wollten. Die Unterhaltung des Alten, der ein viel erfahrener und weit gereifter Mann war, hat mich angenehm beschäftigt. Er hatte gar wunderliche Grundsätze, und dennoch wußte er jeden auf eigentümliche Weise zu rechtfertigen. So behauptete er zum Beispiel, man müsse niemandem einen Gefallen thun, als nur im höchsten Notfalle, weil man sich sonst alle seine Freunde zu Feinden mache. Seine Erfahrung habe ihm gezeigt, daß man sich durch bewilligte Gefälligkeiten weit mehr Feinde schaffe, als durch versagte. Laßt euch nur einiges von meinen letzten Erlebnissen dieser Art erzählen, sprach er. Ich hatte einen sogenannten guten Freund, der mich wöchentlich einigemale besuchte, und sich mein Bier schmecken ließ. Vor einiger Zeit bat er mich, ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihm zwanzig Schock böhmische Groschen auf kurze Zeit zu leihen. Ich wußte schon, was da kommen würde und leistete ihm den Dienst. Die Frist zur Auszahlung ist längst verflossen, er ist das Geld noch schuldig, und wird es wohl noch lange schuldig bleiben, ja wahrscheinlich niemals bezahlen. Seitdem kommt er nicht mehr zu mir und geht mir aus dem Wege, oder thut, als ob er mich nicht sehe, wenn ich ihm zufällig begegne, kurz, es ist mit seiner Freundschaft vorbei. Hätte ich das voraussehen können, ich hätte sie ihm für ein geringeres Geld abgekauft, denn sie ist offenbar so viel nicht wert gewesen. Vor einiger Zeit verheiratete ich meine älteste Tochter. Ein ziemlich entfernter Verwandter bat dringend, ihn zum Hochzeitsfeste einzuladen. Ich mochte es nicht gern und hatte dazu meine Gründe. Dennoch gab ich endlich nach. Aber damit hatte ich zehn andere beleidigt, welche mir eben so nahe zu sein glaubten und nicht eingeladen worden waren. Diese sind seit jener Zeit auf mich böse und meine Feinde geworden. Vor einem Jahre kam einer meiner Pathen zu mir, und legte mir einen Plan vor, sein künftiges Geschäft betreffend. Er wollte einen Viehhandel einrichten, bei welchem seiner Meinung nach

viel zu verdienen war und bat dringend um meinen Rat und meine Meinung über seinen Plan. Mich ärgerte das klugthuende Wesen des jungen Gecken, und so sagte ich ihm mit aller Aufrichtigkeit, was in der That sich so verhielt, daß es mit seinem Plane nichts sei, daß er auf Unkunde der Verhältnisse beruhe, und er bei der Ausführung als ein Narr bestehen würde. Ich merkte wohl, er hatte auf Bewunderung seiner Klugheit gerechnet. Er empfahl sich sehr kalt, und ist nicht wieder gekommen. Solcher Fälle könnte ich euch Hunderte erzählen. Sie lehren alle, daß man unrecht thut, den Leuten einen Gefallen zu erweisen, denn man hat keinen Dank davon. Gebt ihnen statt der Gefälligkeit nichts, als die Hoffnung auf eine solche; das kostet euch in der Regel nichts, aber sie danken es euch tausendmal mehr, als die Gefälligkeit selber. Wartet, ihr sollt sogleich eine Probe sehen.

Ein Bettler hinkte des Weges daher, zog seine Kappe, und sprach uns an. Guter Freund, antwortete der Bürger, wir haben wegen Unsicherheit der Straße kein Geld bei uns. Aber kommt heut über acht Tage nach Wittstock zu Niklas Stockfisch in der Köbelschen Gasse, und du sollst reichlich haben. — Der Bettler verneigte sich tief, und schrie uns viele Dankjagungen nach. — Hab ich's euch nicht gesagt? lachte der Bürger, meine Regel ist probefest. Gebt acht. Wenn ich über acht Tage den Kerl auch reichlich beschenke, er dankt nicht halb so viel. Hoffnungen muß man den Leuten schenken, Hoffnungen allein machen den Menschen glücklich.

Unser Weg zog sich nahe am Borkschen See entlang. Links vom Wege lag ein Fichtengehölz auf Heideboden. Drei Kerle von höchst verdächtigem Ansehen, schlecht bewaffnet, waren daraus hervorgetreten und stellten sich zu beiden Seiten des Weges auf, kaum hundert Schritte von uns. Ihre Absicht konnte nicht leicht mißverstanden werden. Wir machten Halt. Wir müssen die Laurer doch fragen, was sie wollen, sprach Niklas, und dazu würdet ihr, Priester, wohl am besten taugen, wenn ihr ihnen halben Weges entgegenginget. Wir wären zu eurer Unterstützung bereit. Damit die Sache aber Schick bekommt, wartet noch einen Augenblick. Er entblößte ein Schwert und überreichte mir einen Dolch, indem er meinte, ich sähe ihm so aus, als wenn ich mir nicht so ohne Weiteres würde die Kehle abschneiden lassen wollen. Seiner Tochter gab er eine Schlinge. So gerüstet standen wir da und sandten den Priester ab. Fünfzig Schritte von uns blieb dieser stehen und rief die Gaudiebe an. Der Wind verwehte einen Teil der Unterredung. Als der Priester zurückkehrte, verkündigte er uns, daß die drei angegeben, sie hätten sich nur zum Betteln aufgestellt und verlangten nichts als eine Gabe. Aha, sprach Meister Niklas, unsere Waffen müssen ihnen in die Augen geblitzt haben. Wohlan!

Nur von mir und meiner Tochter können sie eine Gabe verlangen. Wollt ihr Pilger etwas geben, so haltet es nach Belieben. Wir suchten das Geld zusammen und behielten es in den Händen. Jetzt geht den Schurken noch einmal entgegen, sprach Niklas zum Priester. Sagt ihnen, zwei von ihnen müßten sich entfernen und nur einer stehen bleiben, dem wollten wir unsere Gabe von uns dreien einhändigen. Geschähe das nicht, und blieben sie stehen, so würden wir sie als Räuber behandeln. Auch möchten sie auf keine große Gabe rechnen. Der Priester that, wie ihm geheißen war. Die drei Kerle besprachen sich miteinander und riefen dann dem Priester etwas zu, was wir nicht verstehen konnten. Nach mehrfachem Hin- und Herrufen sahen wir den Priester zu ihnen hingehen. Er trat mit einem der Gaudiebe seitwärts und sprach mit ihm leise. Endlich bemerkten wir, daß er ihn absolvierte. Er hatte seine Beichte gehört. Dasselbe geschah auch mit den beiden andern Spitzbuben. Dann kehrte er zurück und berichtete, daß sie auf unsere Vorschläge nach längerem Besinnen und nachdem er unsere Bewaffnung und unsern Mut gar kräftig geschildert hatte, eingegangen wären, aber verlangt hätten, daß er ihre Beichte höre, damit sie doch nicht gar zu wenig von uns erhielten. Wirklich stand jetzt nur einer am Wege und wir setzten uns in Bewegung. Mit den Waffen in der Hand erhielt er sein Almosen, und der Franziskaner gab ihm seinen Segen. Indessen blieben wir auf unsrer Hut, erreichten jedoch ohne weitere Anfechtung abends die Thore der Stadt Kyritz, froh, der Gefahr auf so leichte Weise entronnen zu sein. Hier trennten wir uns unter Glückwünschen. Ich kehrte in der Brüderstraße ein.

Die Stadt Kyritz liegt an der Sägelitz auf schwarzem fruchtbarem Boden und ist mit doppelten, zum Teil mit dreifachen Wällen und einer guten Mauer umgeben. Sie hat drei Thore und neben dem Wustenhäufischen ein zugemauertes Thor. Die Hauptkirche ist der heiligen Maria und dem heiligen Nikolaus gewidmet und Eigenthum des Domstiftes zu Stendal. Ich habe am ersten Pfingstfeiertage dem Gottesdienste darin beigewohnt und sie nachher in Gesellschaft des Pfarrers Konrad Rohr noch besonders besichtigt. Der Hauptaltar ist der heiligen Jungfrau und den Heiligen Thomas und Severinus gewidmet, zu dessen Bedienung ein eigener Rektor in der Person Heinrich Buchardis vorhanden ist*). Sein Bild ist das Hauptaltarbild und stellt abermals eine Marienkrönung vor. Zwei Engel halten der Himmelskönigin den Rock. Unten, oberwärts und an den Flügeln sind noch andere Bilder angebracht, nämlich Johannes der Täufer, ein Kreuzifix mit der heiligen Maria und Johann, das Bild eines Papstes, der heilige Petrus und

*) Bekmann, Beschreib. d. M. Brandenb. II. V. Bd. II. Kap. IV. S. 162.

Andreas und mehrere verschleierte oder gekrönte Frauenbilder*). Außerdem sind noch viele andere Altäre darin vorhanden, namentlich des heiligen Kreuzes, der heiligen Maria Magdalena, der heiligen Anna u. s. w. nebst vielen Grabmälern der Familien von Rohr und von Kröcher**).

Nahe bei der gedachten Kirche liegt das Franziskaner- oder Barfüßer-Kloster, eines der angesehensten in der Provinz, das jedoch bei den häufigen Unruhen in der Briegnitz viel gelitten hat und fast um alle seine Urkunden und Privilegien gekommen ist***). Am Wusterhauser Thore steht eine Kapelle in der Stadt, und eine zweite, eine sogenannte Klaus oder Klaus außerhalb desselben. Bei der Marienkirche befindet sich auch eine Kalandsgesellschaft†). Außerdem hat die Stadt ein St. Georgen- und ein Heiligengeist-Hospital, von welchen das erstere jedoch sehr arm ist.

So weit bin ich heute am ersten Pfingstfeiertage gekommen. Mir fallen die Augen zu. Die Fortsetzung in meinem nächsten Briefe.

Zwölfter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Ich werde mich nicht damit aufhalten, euch die kirchliche Feier des schönen Pfingstfestes zu beschreiben, noch die Art, wie ich es an allen drei Feiertagen durch fleißigen Kirchenbesuch begangen habe. Dafür will ich euch eine andere Feierlichkeit beschreiben, bei welcher ich zugegen gewesen bin, nämlich den Pfingsttanz, der, wie ihr wißt, in vielen Gegenden der Mark, in Magdeburg, Anhalt, Aschersleben und an andern Orten alljährlich stattfindet und auch hier nicht fehlt. Eingeladen von einem Mitgliede der angesehenen Familie Schönermark habe ich Gelegenheit gehabt, die ganze Feierlichkeit kennen zu lernen. Sämtliche unverheiratete junge Männer oder Knechte in der Stadt wählen vor Pfingsten zwei Vorsteher oder Constabel. Diese kommen bittweise bei dem Räte ein, damit dieser nicht nur erlaube, den Tanz nach alter Sitte zu begehen, sondern auch verstatte, daß sie sich aus einem der Stadt zugehörigen Walde die benötigten Maien und einen großen Baum holen dürfen. Ist dies geschehen, so wird ein passendes Haus zum Gelage ausgesucht, dasselbe mit Maien festlich geschmückt und der Maienbaum davor aufgerichtet. Alsdann werden aus den jungen Männern zwei Jungfernknechte gewählt; diese putzen sich mit

*) U. a. D. — **) U. a. D. S. 164. f.

***) U. a. D. S. 167. — †) U. a. D. S. 172.

roten und blauen Bändern, welche von den Achseln in reicher Fülle herabfallen und Feldzeichen genannt werden. Sie laden alle jungen Mädchen oder Jungfern der Stadt zum Pfingsttanze ein. Jede, die zusagt zu kommen, erhält von ihnen ein Glas und zugleich wird ihr der Name der für dieses Jahr gewählten Vortänzerin angezeigt. Soweit geht man mit den Vorbereitungen vor dem Feste.

Am zweiten Pfingstfeiertage nach beendigtem Gottesdienste begaben wir uns mit allen jungen Gesellen nach dem festlich geschmückten Gelagshause, worin auch die Eltern der Vortänzerin, diesmal eben die Schönermarks, bei welchen ich mich als Gast befand, eingeladen waren. Auch der Richter des Ortes in Begleitung einiger Ratsverwandten befand sich daselbst und bestellte hier im Beisein aller männlichen Teilnehmer des Festes die beiden Jungfernknechte während der Dauer desselben auf ihr Ansuchen zu Friedensrichtern, um Unordnung und Unfrieden zu verhüten. Unterdessen hatten sich die Tanzjungfern bei der Vortänzerin in ihrem Vaterhause versammelt. Die Jungfernknechte zogen nach ihrer Bestallung unter Vortritt der Musikanten nach diesem Hause und führten sie in einem festlichen Zuge mit Musik nach dem Gelagshause. Hier mußte jede mit allen Gesellen einen Umtanz halten, dann wurde einem jeden eine Jungfer an die Hand gegeben, welche während des Festes seine Tänzerin blieb und die er nicht verwechseln durfte. Dadurch hatte man bewirkt, daß alle Jungfern zum Tanz kamen, und doch hatte jeder auch mit der hübschesten getanzt. Solche Festsetzungen haben ihren Wert, denn sie sind mit vielen blutigen Köpfen erkaufte. Nun zogen die Paare mit Musik nach der Pfingstwiese, voraus die Vorsteher mit der Vor- und Nachtänzerin. Letztere wird in der Regel im nächsten Jahre zur Vortänzerin gewählt. Hier auf der Pfingstwiese wurde nun lustig getanzt, bis die Sonne unterging. Dann ging es im geordneten Zuge nach dem Gelagshause zurück, wo man sich bei einem guten Trunke bis 9 Uhr ergötzte. Länger ist es nicht erlaubt.

Am dritten Pfingstfeiertage nach abgehaltenem Gottesdienste versammeln sich die jungen Gesellen wieder im Gelagshause, die Jungfern im elterlichen Hause der Vortänzerin. Letztere haben sich so sauber als möglich gekleidet. Sie werden abermals mit Musik durch die beiden Jungfernknechte abgeholt. Der Zug sah ungemein zierlich aus. Die meisten Mädchen waren schwarz gekleidet, wie ihr wißt die Lieblingsfarbe fast aller Gegenden, wo Wenden saßen. Aber sie hatten sich sehr zierlich angezogen und jede hatte recht gut herausgefunden, was ihr besonders gut stand. Die jugendlichen frisch von der Farbe der Gesundheit geröteten Gesichter, die Augen feurig strahlend von der erwarteten Freude, die schönen lieblichen Gestalten, jede das ihr geschenkte

Glas mit frischen Blumen und mit bunten Bändern verziert in der rechten Hand tragend, gewährten eine allerliebste Augenweide, und die rüstigen muntern jungen Gesellen im Gelaghaufe empfangen den ersehnten Zug mit einem Freudengeschrei, in welches ich, — wie ich euch nur gestehen will, — mit eingestimmt habe. Auch meine hübsche Reisegefährtin auf dem Wege von Wittstock hierher befand sich mit darunter und sah in ihrem Rufe Marien von Bredow heute noch ähnlicher. Sie erwiderte meinen Gruß gar fittsamlich und anmutig. Nach kurzer Rast trat man den Zug nach der Wiese an. Die beiden Vorsteher oder Constabels trugen schwarze Mäntel. Der erste mit der Vortänzerin, in der Rechten einen großen zinnernen mit vielen Bändern verzierten Becher tragend, voran, dann der zweite Vorsteher mit der Nachtänzerin, und hierauf die übrigen Paare mit ihren Gläsern, Blumen und Bändern, unter Vortritt der lustig aufspielenden Musik, zwischen welche manches Lustgeschrei, mancher Freudenruf ertönte. Auf der Wiese angekommen wurde der Tanz wieder ein paar Stunden fortgesetzt. Darauf begab man sich in vorbeschriebener Ordnung nach dem elterlichen Hause der Vortänzerin. Die Sitte verlangt, daß die jungen Leute von den Eltern derselben mit einer Mahlzeit regaliert werden, welche in dem angesehenen Hause der diesjährigen Vortänzerin sehr glänzend ausfiel. Nach beendigter Mahlzeit zog man wieder nach dem Gelaghaufe und belustigte sich bis zur letzten Glocken mit Tanzen.

Am Mittwoch den 3. Juni zogen die jungen Gesellen mit Musik und einer Maie, an welcher zwei lebendige junge Weihen (Raubvögel) angebunden waren, in der Stadt von Haus zu Haus und sammelten, was ihnen an Lebensmitteln von den Bewohnern freiwillig dargereicht wurde. Es ist ein Opfer, welches das reifere Alter der Jugend bringt, die Jugend aber lehrt, die Gaben von ihm bittweise zu empfangen. Die jungen Gesellen treiben dabei viel Kurzweil und erzählen namentlich den Hausfrauen, daß diejenigen Höfe, wo man ihnen reichlich mittheile, in diesem Jahr von den Raubvögeln unbelästigt bleiben würden, wie sie denn deren schon mehrere angebunden hätten. Von den eingesammelten Gaben veranstalteten sie im Gelaghaufe ein Mahl und traktieren damit sich und ihre Tanzjungfern. Auf die Tafel aber wird eine leere verdeckte Schüssel aufgesetzt, in welche jede von den Jungfern ein beliebiges Geschenk zur Bestreitung der übrigen Kosten legt. Dann wird bis zur letzten Glocken getanzt und damit hat der Pfingsttanz und das Fest ein Ende*). — Am Donnerstag den 4. Juni wanderte ich aus dem gastfreundlichen Kyritz aus über Holzhausen, Schönermark und

*) Bekmann, Historie des Fürstentums Anhalt. Tl. III. Bd. IV. Kap. II. S. 465. Als unvollständige Reste bestehen diese Pfingsttänze noch in vielen Gegenden der Mark.

Rüdenitz nach Havelberg, das ich gegen Mittag erreichte. Ich blieb den Nachmittag daselbst und setzte erst am folgenden Tag meine Reise über Sandow und Rathenow nach Stechow fort, wo ich unter Gottes Beistand gesund und wohl angelangt bin. So hätte in denn meine Pilgerfahrt geendigt. Als Frucht derselben habe ich ein beruhigtes Gewissen mitgebracht und die heilsame Einwirkung der gesegneten Gnadenörter ist mir fühlbar geworden. Ich weiß jetzt, ich kann ohne Sünde mich weltlichen Beschäftigungen weihen. Aber eine neue süße Unruhe ist in mein Herz eingezogen, die nicht beschwichtigt werden wird, wenn sich nicht eine andere Maria als die gebenedeiete Himmelskönigin meiner erbarmt. Möge diese mir ihren Schutz verleihen! Bald mein sehr ehrwürdiger Vater komme ich nach Brandenburg, um in dieser mir über alles teuren Angelegenheit um euren Rat und Beistand zu bitten. Schließt mich in euer frommes Gebet ein und behaltet mich lieb.